



Leseprobe

George R.R. Martin
Game of Thrones 1
Der Winter naht

Bestellen Sie mit einem Klick für 29,99 €



Seiten: 832

Erscheinungstermin: 14. März 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- [Buch lesen](#)
- [Mehr zum Autor](#)

Zum Buch

Der Einstieg in die erfolgreichste Serie unserer Zeit – die Bände 1 und 2 von Das Lied von Eis und Feuer als ungeteilte Sonderausgabe

Eddard Stark, der Herr von Winterfell, wird an den Hof seines Königs gerufen, um diesem als Berater und Vertrauter zur Seite zu stehen. Doch Intriganten, Meuchler und skrupellose Adlige scharen sich um den Thron, deren Einflüsterungen der schwache König nichts entgegenzusetzen hat. Während Eddard sich von mächtigen Feinden umringt sieht, steht sein Sohn, der zukünftige Herrscher des Nordens, einer uralten finsternen Macht gegenüber. Die Zukunft des Reiches hängt von den Herren von Winterfell ab!

Der erste Band zur Serien-Sensation GAME OF THRONES!

Hier zum ersten Mal in einer ungeteilten deutschsprachigen Ausgabe zusammengefasst:

Das Lied von Eis und Feuer 01 - Die Herren von Winterfell (ISBN 978-3-442-26774-3)

Das Lied von Eis und Feuer 02 - Das Erbe von Winterfell (ISBN 978-3-442-26781-1)



Autor

George R.R. Martin

George Raymond Richard Martin wurde 1948 in New Jersey geboren. Sein Bestseller-Epos »Das Lied von Eis und Feuer« wurde als die vielfach ausgezeichnete

George R. R. Martin
Der Winter naht

GEORGE R.R.
MARTIN

GAME OF THRONES

Der Winter naht

Ins Deutsche übertragen
von Jörn Ingwersen

GRRM
— BY —
penhaligon

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1996 unter dem Titel
»A Game of Thrones (A Song of Ice and Fire 1)«
bei Bantam Dell, a division of Random House, Inc., New York.

Der vorliegende Roman ist bereits in geteilter Form im Blanvalet Verlag
erschienen unter den Titeln: »Das Lied von Eis und Feuer 01 – Die Herren von Winterfell«
und »Das Lied von Eis und Feuer 02 – Das Erbe von Winterfell«.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des
Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen..



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

9. Auflage
Hardcoverausgabe März 2016
by Penhaligon, einem Unternehmen der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Copyright © 1996 by George R.R. Martin
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1997
by Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München
Published by agreement with the author and the author's agents,
The Lotts Agency, Ltd.
All rights reserved.
Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft
Umschlagemblem: © Melanie Miklitza, Inkcraft
Redaktion: Andreas Helweg
Durgesehen und überarbeitet: Sigrun Zühlke und Thomas Gießl
HK · Herstellung: sam
Karten Vor- und Nachsatz: Franz Vohwinkel
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-7645-3152-2

www.penthaligon.de

Prolog

»Wir sollten umkehren«, drängte Gared, als es im Wald um sie zu dunkeln begann. »Die Wildlinge sind tot.«

»Machen dir die Toten Angst?«, fragte Ser Weymar Rois mit nur dem Anflug eines Lächelns.

Gared ließ sich darauf nicht ein. Er war ein alter Mann, über fünfzig, und junge Lords hatte er schon so manchen kommen und gehen sehen. »Tot ist tot«, sagte er. »Die Toten sind nicht unsere Sache.«

»Sind sie denn tot?«, fragte Rois leise. »Welchen Beweis haben wir?«

»Will hat sie gesehen«, sagte Gared. »Wenn er sagt, dass sie tot sind, dann ist mir das Beweis genug.«

Will hatte es gewusst. Früher oder später würde man ihn in den Streit hineinziehen. »Meine Mutter hat mich gelehrt, dass Tote keine Lieder singen«, warf er ein.

»Das hat meine Amme auch gesagt«, erwiderte Rois. »Glaub nie etwas, das du an der Zitze einer Frau hörst. Selbst von den Toten kann man etwas lernen.« Seine Stimme hallte nach, zu laut im dämmrigen Wald.

»Wir haben noch einen langen Ritt vor uns«, erklärte Gared. »Acht Tage, vielleicht neun. Und es wird Nacht.«

Unbeeindruckt sah Ser Weymar Rois zum Himmel auf. »Das wird es jeden Tag um diese Zeit. Beraubt dich die Dunkelheit deiner Manneskraft, Gared?«

Will konnte den angespannten Zug um Gareds Mund erkennen, den kaum unterdrückten Zorn in seinen Augen unter der dicken, schwarzen Kapuze seines Umhangs. Gared gehörte seit vierzig Jahren der Nachtwache an, als Mann und schon als Junge, und er war es nicht gewohnt, dass man sich über ihn lustig machte. Doch es war mehr als das. Hinter dem verletzten Stolz bemerkte Will noch etwas anderes bei diesem alten Mann. Man konnte es wittern, eine nervöse Anspannung, die der Angst gefährlich nahe kam.

Will teilte sein Unbehagen. Vier Jahre war er auf der Mauer. Als man ihn zum ersten Mal auf die andere Seite geschickt hatte, waren ihm all die alten Geschichten wieder eingefallen, und fast war ihm das Herz in die Hose gerutscht. Später hatte er darüber gelacht. Inzwischen war er ein Veteran, hatte hundert Patrouillen hinter sich, und die endlose, finstere Wildnis, welche die Südländer den Verfluchten Wald nannten, konnte ihn nicht mehr schrecken.

Bis zum heutigen Abend. Heute war irgendetwas anders. Eine Schärfe lag in dieser Finsternis, bei der sich ihm die Nackenhaare sträubten. Neun Tage waren sie geritten, nach Norden und Nordwesten und dann wieder nach Norden, hart auf den Fersen einer Bande von Wildlingen. Jeder Tag war schlimmer als der Tag zuvor gewesen. Heute war der Schlimmste von allen. Kalter Wind wehte von Norden her und ließ die Bäume rascheln, als wären sie lebendig. Den ganzen Tag schon schien es Will, als würden sie beobachtet, von etwas Kaltem, Unerbittlichem. Auch Gared hatte es gespürt. Will wollte nichts lieber als schnellstmöglich zurück in den Schutz der Mauer reiten, nur war das nichts, was man seinem Kommandanten anvertraute.

Besonders nicht einem Kommandanten wie diesem.

Ser Weymar Rois war der jüngste Sohn eines alten Hauses mit allzu vielen Erben. Er war ein hübscher Junge von achtzehn Jahren, mit grauen Augen, anmutig und schlank wie eine Klinge. Auf seinem mächtigen, schwarzen Streitross ragte der Ritter über Will und Gared mit ihren kleineren Kleppern hoch auf. Er trug schwarze Lederstiefel, schwarze Wollhosen, schwarze Hirschlederhandschuhe und ein feines, geschmeidiges Hemd aus schimmernden, schwarzen Ketten über Schichten von schwarzer Wolle und gehärtetem Leder. Ser Weymar gehörte noch kein halbes Jahr zu den Brüdern der Nachtwache, doch konnte niemand behaupten, er hätte sich auf seine Berufung nicht vorbereitet. Zumindest was seine Garderobe anging.

Sein Umhang war die Krönung. Zobel, dick und schwarz und weich wie die Sünde. »Ich wette, die hat er alle eigenhändig gemeuchelt, der Mann«, hatte Gared in der Kaserne beim Wein erklärt, »hat den kleinen Biestern die Häse umgedreht, unser großer Krieger.« Alle hatten in sein Lachen mit eingestimmt.

Es fällt schwer, Befehle von einem Mann anzunehmen, über den man lachen musste, wenn man mal zu tief ins Glas geschaut hat, dachte Will, während er zitternd auf seinem Klepper saß. Gared musste wohl ebenso empfinden.

»Mormont hat gesagt, wir sollten sie verfolgen, und das haben wir getan«, sagte Gared. »Sie sind tot. Die werden uns keinen Ärger mehr machen. Vor uns liegt ein harter Ritt. Nur das Wetter gefällt mir nicht. Wenn es schneit, könnte der Rückweg zwei Wochen dauern, und es könnte sein, dass wir uns noch über Schnee freuen. Schon mal einen Eissturm erlebt, Mylord?«

Der junge Herr schien ihn nicht zu hören. Er betrachtete die herabsinkende Dämmerung auf diese halb gelangweilte, halb abwesende Art und Weise, die er meist an den Tag legte. Will war lange genug mit dem Ritter unterwegs gewesen, um zu wissen, dass man ihn am besten nicht störte, wenn er so dreinblickte. »Erzähl mir noch einmal, was du gesehen hast, Will. Sämtliche Einzelheiten. Lass nichts aus.«

Will war Jäger gewesen, bevor er sich der Nachtwache angeschlossen hatte. Nun, eigentlich Wilderer. Reiter hatten ihn im Mallisters-Wald auf frischer Tat ertappt, als er gerade einen Hirsch häutete, der den Mallisters gehörte, und ihm war nur die Wahl geblieben, das Schwarz anzulegen oder eine Hand einzubüßen. Niemand konnte so lautlos durch die Wälder streifen wie Will, und die Schwarzen Brüder hatten nicht lange gebraucht, um sein Talent zu erkennen.

»Das Lager liegt zwei Meilen von hier, hinter diesem Kamm, gleich neben einem Bach«, sagte Will. »Ich war so nah dran, wie ich mich traute. Sie sind zu acht, Männer wie Frauen. Kinder konnte ich keine sehen. An den Fels haben sie einen Unterstand gebaut. Mittlerweile ist er ziemlich schneebedeckt, aber ich konnte ihn trotzdem erkennen. Es brannte kein Feuer, aber die Feuerstelle war nicht zu übersehen. Niemand hat sich gerührt. Ich habe sie lange beobachtet. Kein Lebender kann so lange still liegen.«

»Hast du Blut gesehen?«

»Nein, das nicht«, räumte Will ein.

»Hast du Waffen gesehen?«

»Ein paar Schwerter, ein paar Bögen. Ein Mann hatte eine Axt. Sah schwer aus, mit doppelter Klinge, ein grausiges Stück Eisen. Es lag neben ihm, direkt bei seiner Hand.«

»Hast du darauf geachtet, wie die Leichen lagen?«

Will zuckte mit den Achseln. »Einige sitzen an den Stein gelehnt. Die meisten liegen am Boden. Als wären sie gestürzt.«

»Oder als würden sie schlafen«, vermutete Rois.

»Als wären sie gestürzt«, beharrte Will. »Eine Frau liegt da im Eisenholz, halb verborgen von den Zweigen. Mit abwesendem Blick.« Er lächelte leise.

»Ich habe darauf geachtet, dass sie mich nicht sieht. Als ich näher kam, habe ich gesehen, dass auch sie sich nicht mehr rührt.« Unwillkürlich lief ihm ein Schauer über den Rücken.

»Ist dir kalt?«, fragte Rois.

»Ein wenig«, murmelte Will. »Der Wind, Mylord.«

Der junge Ritter wandte sich zu seinem ergrauten Krieger um. Erfrorene Blätter umflüsterten sie, und Rois' Streitross wurde unruhig. »Was, glaubst du, hat diese Leute getötet, Gared?«, fragte Ser Weymar beiläufig. Er strich über seinen langen Zobelmantel.

»Es war die Kälte«, sagte Gared mit eiserner Bestimmtheit. »Ich habe im letzten Winter gesehen, wie Menschen erfrieren, und auch in dem davor, als ich fast noch ein Junge war. Alle reden von vierzig Fuß hohem Schnee und dass der Wind von Norden her heult, doch der eigentliche Feind ist die Kälte. Sie schleicht sich leise an als Wind, und anfangs zittert man, und die Zähne klappern, und man stampft mit den Füßen und träumt von Glühwein und hübschen, heißen Feuern. Sie brennt, das tut sie. Nichts brennt wie die Kälte. Doch nur eine Weile. Dann kriecht sie in dich hinein und fängt an dich auszufüllen, und nach einer Weile hast du keine Kraft mehr, dich zu wehren. Es fällt leichter, sich hinzusetzen oder einzuschlafen. Man sagt, man spürt am Ende keine Schmerzen. Erst wird man schwach und müde, und alles lässt nach, und dann ist es, als würde man in einem Meer aus warmer Milch versinken. Friedlich eigentlich.«

»Diese Beredsamkeit, Gared«, bemerkte Ser Weymar. »Nie hätte ich so etwas bei dir vermutet.«

»Ich hatte die Kälte selbst schon in mir, junger Herr.« Gared schob seine Kapuze zurück und ließ Ser Weymar einen langen, gewissenhaften Blick auf die Stümpfe werfen, wo einst seine Ohren gesessen hatten. »Zwei Ohren, drei Zehen und der kleine Finger meiner linken Hand. Ich bin noch gut weggekommen. Meinen Bruder haben wir erfroren auf seinem Posten gefunden, mit einem Lächeln auf dem Gesicht.«

Ser Weymar zuckte mit den Schultern. »Du solltest dich wärmer anziehen, Gared.«

Gared warf dem jungen Herrn einen bösen Blick zu, und die Narben um seine Ohrlöcher, wo Maester Aemon ihm die Ohren abgeschnitten hatte, wurden rot vor Zorn. »Wir werden sehen, wie warm Ihr Euch kleiden könnt, wenn der Winter kommt.« Er zog seine Kapuze hoch und kauerte auf seinem Klepper, schweigend und brütend.

»Wenn Gared sagt, dass es die Kälte war ...«, setzte Will an.

»Hast du letzte Woche Wache geschoben, Will?«

»Ja, Mylord.« Es verging keine Woche, in der er nicht ein ganzes Dutzend Mal Wache schob. Worauf wollte der Mann hinaus?

»Und was hat die Mauer getan?«

»Geweint«, sagte Will. Jetzt war alles klar, nachdem der junge Lord ihn darauf hingewiesen hatte. »Sie hätten nicht erfrieren können. Nicht, wenn die Mauer weint. Es war nicht kalt genug.«

Rois nickte. »Kluger Kopf. Wir hatten in dieser Woche ein paar Mal leichten Frost und hin und wieder einen leichten Schneeschauer, doch sicher keinen Frost, der so hart war, dass er acht erwachsene Menschen töten konnte. Menschen in Fell und Leder, wenn ich dich erinnern darf, mit Obdach in der Nähe und der Möglichkeit, ein Feuer zu machen.« Das Grinsen des Ritters war anmaßend. »Will, bring uns dorthin. Ich möchte diese Toten mit eigenen Augen sehen.«

Und dann war nichts mehr zu ändern. Der Befehl war erteilt, und die Ehre hieß sie, sich zu fügen.

Will ritt voraus, und sein zottiger, kleiner Klepper suchte sich sorgsam einen Weg durchs Unterholz. In der Nacht zuvor war ein wenig Schnee gefallen, und Steine und Wurzeln und verborgene Mulden lagen gleich unter der Kruste und warteten auf die Sorglosen und Unachtsamen. Dahinter kam Ser Weymar, und sein großes, schwarzes Streitross schnaubte voller Ungeduld. Ein Streitross war das falsche Reittier für Patrouillen, nur war das einem jungen Lord nicht beizubringen. Gared bildete die Nachhut. Beim Reiten murmelte der alte Krieger vor sich hin.

Immer dunkler wurde es. Der wolkenlose Himmel wandelte sich zu einem dunklen Rot, der Farbe einer alten Prellung, dann schließlich war er schwarz. Die ersten Sterne kamen hervor. Die Sichel des Mondes stieg auf. Will war dankbar für das Licht.

»Wir können doch bestimmt auch schneller vorankommen«, sagte Rois, nachdem der Mond ganz aufgegangen war.

»Nicht mit diesem Pferd«, sagte Will. Die Angst machte ihn unverschämt. »Vielleicht möchte Euer Lordschaft vorausreiten?«

Ser Weymar Rois geruhte nicht zu antworten.

Irgendwo tief in den Wäldern heulte ein Wolf.

Will lenkte seinen Klepper zu einem alten, knorrigen Stück Eisenholz und stieg ab.

»Wieso hältst du an?«, fragte Ser Weymar.

»Am besten gehen wir den Rest des Weges zu Fuß Mylord. Es ist gleich dort hinter diesem Kamm.«

Rois wartete einen Moment lang, starrte in die Ferne, mit nachdenklicher Miene. Kalter Wind flüsterte durch die Bäume. Sein großer Zobelmantel wehte hinter ihm, als steckte Leben darin.

»Irgendetwas stimmt hier nicht«, murmelte Gared.

Der junge Lord warf ihm ein verächtliches Lächeln zu. »Ist das so?«

»Spürt Ihr es denn nicht?«, fragte Gared. »Lauscht der Finsternis!«

Will konnte es spüren. Vier Jahre war er bei der Nachtwache, und noch niemals hatte er sich so sehr gefürchtet. Was war das?

»Wind. Raschelnde Bäume. Ein Wolf. Was davon beraubt dich deiner Manneskkräfte, Gared?« Als Gared nicht antwortete, glitt Rois elegant aus seinem Sattel. Er band das Streitross an einem tiefhängenden Ast fest, abseits der anderen Pferde, zog sein Langschwert aus der Scheide, sodass Mondlicht am schimmernden Stahl hinabließ. Es war eine prachtvolle Waffe, auf einer Burg geschmiedet und allem Anschein nach nagelneu. Will bezweifelte, ob es je im Zorn des Kampfes geschwungen worden war.

»Die Bäume stehen eng«, warnte Will. »Das Schwert wird Euch behindern, Mylord. Greift besser zum Messer.«

»Wenn ich Anleitung bräuchte, würde ich darum bitten«, sagte der junge Lord. »Gared, bleib hier. Bewach die Pferde.«

Gared stieg ab. »Wir brauchen ein Feuer. Ich kümmere mich darum.«

»Wie dumm bist du, alter Mann? Wenn Feinde in diesem Wald sind, ist ein Feuer das Letzte, was wir brauchen.«

»Es gibt auch Feinde, die ein Feuer fernhält«, sagte Gared. »Bären und Schattenwölfe und ... und andere ...«

Ser Weymars Mund wurde zu einem schmalen Strich. »Kein Feuer.«

Gareds Kapuze verbarg sein Gesicht, doch Will konnte das harte Funkeln in seinen Augen sehen, als er den Ritter anstarrte. Einen Moment lang fürchtete er, der ältere Mann könne zum Schwert greifen. Es war ein kurzes, hässliches Ding, der Griff vom Schweiß entfarbt, die Klinge vom vielen Gebrauch gekerbt, doch Will hätte keinen Eisenhirschen für das Leben des Lords gegeben, wenn Gared es aus seiner Scheide gezogen hätte.

Schließlich sah Gared zu Boden. »Kein Feuer«, murmelte er leise.

Rois nahm es als Einwilligung und wandte sich ab. »Geh voraus«, wies er Will an.

Will bahnte ihnen einen Weg durchs Dickicht, dann stieg er den Hang zum flachen Kamm hinauf, wo er seinen Aussichtspunkt unter einem Wachbaum gefunden hatte. Unter der dünnen Schneekruste war der Boden feucht und matschig, rutschig, mit Steinen und verborgenen Wurzeln, über die man stolpern konnte. Lautlos kletterte Will voran. Hinter sich hörte er das sanfte, metallische Rasseln vom Kettenhemd seines Herrn, das Rascheln der Blätter und unterdrückte Flüche, als lange Äste nach seinem Langschwert griffen und an seinem prachtvollen Zobel zerrten.

Der große Wachbaum stand genau dort oben auf dem Kamm, wo Will ihn in Erinnerung hatte, die untersten Äste kaum einen Fuß über dem Boden. Will schob sich darunter, flach auf dem Bauch durch Schnee und Schlamm, und blickte auf die leere Lichtung unter sich hinab.

Ihm stockte das Herz. Einen Moment lang wagte er nicht zu atmen. Mondlicht schien auf die Lichtung herab, auf die Asche der Feuerstelle, den schneebedeckten Unterstand, den großen Felsen, den kleinen, halb gefrorenen Bach. Alles war genau so, wie er es noch wenige Stunden zuvor verlassen hatte.

Nur war keiner mehr da. Alle Leichen waren verschwunden.

»Bei allen Göttern!«, hörte er hinter sich. Ein Schwert schlug gegen einen Ast, als Ser Weymar Rois den Kamm erklomm. Er stand neben dem Wachbaum, das Langschwert in der Hand, der Umhang wehte in seinem Rücken, da Wind aufkam, edel und im Licht der Sterne für jedermann gut zu sehen.

»Runter!«, flüsterte Will aufgebracht. »Irgendwas stimmt hier nicht.«

Rois rührte sich nicht von der Stelle. Er schaute auf die leere Lichtung hinab und lachte. »Deine Toten scheinen ihr Lager abgebrochen zu haben, Will.«

Wills Stimme versagte ihm den Dienst. Er rang um Worte, die nicht kommen wollten. Es war nicht möglich. Sein Blick ging über das verlassene Lager hin und her, blieb an der Axt hängen. Die riesenhafte Streitaxt mit doppelter Klinge lag noch immer da, wo er sie zuletzt gesehen hatte, unangetastet. Eine wertvolle Waffe ...

»Steh auf, Will!«, befahl Ser Weymar. »Da ist niemand. Ich will nicht, dass du dich unter einem Busch versteckst.«

Widerstrebend fügte sich Will.

Ser Weymar musterte ihn mit offener Verachtung. »Ich werde nicht von meinem ersten Streifzug in die Schwarze Festung zurückkehren, ohne einen

Erfolg vorweisen zu können.« Er sah sich um. »Auf den Baum. Beeil dich! Such nach einem Feuer.«

Will wandte sich wortlos ab. Es hatte keinen Sinn zu streiten. Der kalte Wind fuhr ihm in die Glieder. Will trat an den Baum, einen gewölbten, graugrünen Wachbaum, und begann zu klettern. Bald schon klebten seine Hände vom Harz, und er hatte sich in den Nadeln verirrt. Wie eine Mahlzeit, die er nicht verdauen konnte, breitete sich Angst in seiner Magengrube aus. Er flüsterte ein Gebet an die namenlosen Götter des Waldes und befreite seinen Dolch aus dessen Scheide. Er klemmte ihn zwischen die Zähne, um beide Hände zum Klettern frei zu haben. Der Geschmack von kaltem Eisen schenkte ihm Trost.

Weit unten rief plötzlich der junge Lord: »Was gibt es da?« Will spürte die Unsicherheit in seiner Stimme. Er hörte auf zu klettern. Er lauschte. Er suchte.

Der Wald gab Antwort: das Rascheln des Laubs, das eisige Rauschen des Baches, der ferne Schrei einer Schneeeule.

Die Anderen machten kein Geräusch.

Aus den Augenwinkeln bemerkte Will eine Bewegung. Fahle Formen glitten durch den Wald. Er wandte den Kopf um, sah einen weißen Schatten in der Dunkelheit. Dann war er wieder verschwunden. Zweige schwankten sanft im Wind. Will öffnete den Mund, um einen Warnruf auszustoßen, doch die Worte erfroren ihm in der Kehle. Vielleicht täuschte er sich. Vielleicht war es nur ein Vogel gewesen, ein Schatten auf dem Schnee, das Mondlicht, das ihn täuschte. Was hatte er denn schon gesehen?

»Will, wo bist du?«, rief Ser Weymar herauf. »Kannst du etwas erkennen?« Langsam drehte er sich um, das Schwert in seiner Hand. Er musste sie gespürt haben, ganz wie Will sie spürte. Es war nichts zu sehen. »Antworte mir! Warum ist es so kalt?«

Es *war* kalt. Zitternd klammerte sich Will fester an seinen Sitz. Sein Gesicht presste sich hart an den Stamm des Wachbaumes. Er konnte das süße, klebrige Harz an seiner Wange fühlen.

Ein Schatten trat aus dem Dunkel des Waldes. Er blieb direkt vor Rois stehen. Hoch ragte er vor ihm auf, hager und hart wie alte Knochen, mit Haut so weiß wie Milch. Seine Rüstung schien die Farbe zu verändern, wenn er sich bewegte. Hier war er weiß wie frischer Schnee, dort schwarz wie ein Schatten, überall gesprenkelt mit dem dunklen Graugrün der Bäume. Mit jedem Schritt verliefen die Muster wie Mondlicht auf dem Wasser.

Will hörte Ser Weymar Rois mit langem Zischen den Atem ausstoßen. »Kommt nicht näher«, warnte der junge Lord. Seine Stimme überschlug sich wie die eines Kindes. Er warf den langen Zobelmantel über die Schulter, um die Arme für den Kampf frei zu haben, und nahm sein Schwert in beide Hände. Der Wind hatte sich gelegt. Es war sehr kalt.

Mit lautlosen Schritten trat der Andere vor. In seiner Hand hielt er ein Langschwert, wie Will es nie zuvor gesehen hatte. Kein den Menschen bekanntes Metall war zu dieser Klinge geschmiedet worden. Es lebte im Mondlicht, durchscheinend, eine kristallene Scherbe, so dünn, dass sie fast zu verschwinden schien, wenn man sie von der Seite sah. Ein schwacher, blauer Schimmer lag über dieser Waffe, gespenstisches Licht, das ihren Rand umspielte, und irgendwie wusste Will, dass sie schärfer als jedes Barbiermesser war.

Ser Weymar trat ihm tapfer entgegen. »Dann tanzt mit mir.« Herausfordernd hob er sein Schwert hoch über den Kopf. Die Hände zitterten vom Gewicht oder vielleicht auch von der Kälte. Doch in diesem Augenblick, so dachte Will, war er kein Junge mehr, sondern ein Mann der Nachtwache.

Der Andere zögerte. Will sah seine Augen, dunkler und blauer, als Menschengen jemals sein konnten, ein Blau, das brannte wie Eis. Sie richteten sich auf das Langschwert, das dort oben bebte, betrachteten das Mondlicht, das kalt über das Metall lief. Einen Herzschlag lang wagte er zu hoffen.

Lautlos traten sie aus der Dunkelheit hervor, Zwillinge des Ersten. Drei von ihnen ... vier ... fünf ... Ser Weymar musste die Kälte gespürt haben, die mit ihnen kam, doch sah er sie nicht, hörte sie nicht mehr. Will hätte schreien müssen. Es war seine Pflicht. Und sein Tod, wenn er es täte. Er zitterte, klammerte sich an den Baum und schwieg.

Das helle Schwert schnitt durch die Luft.

Ser Weymar trat ihm mit Stahl entgegen. Als sich die Klingen trafen, erklang kein Singen von Metall auf Metall, nur ein hoher, dünner Ton, den man kaum hören konnte, wie ein Tier, das vor Schmerzen schrie. Rois hielt einem zweiten Hieb stand und einem dritten, dann wich er einen Schritt zurück. Ein weiteres Blitzen von Hieben, und wieder wich er zurück.

Hinter ihm, rechts von ihm und links, überall um ihn herum, standen schweigend Zuschauer, und die sich wandelnden Muster auf ihren feinen Rüstungen machten sie beinahe unsichtbar im Wald. Dennoch rührten sie sich nicht, um einzugreifen.

Wieder und wieder trafen die Schwerter aufeinander, bis Will sich am

liebsten die Ohren zugehalten hätte, um das seltsam gequälte Klagen der Hiebe nicht hören zu müssen. Schon keuchte Ser Weymar von den Mühen, und sein Atem dampfte im Mondlicht. Seine Klinge war weiß vom Frost, doch die des Anderen tanzte mit blassblauem Licht.

Dann kam Rois' Parade um einen Herzschlag zu spät. Das helle Schwert schnitt unter seinem Arm durchs Kettenhemd. Der junge Lord schrie vor Schmerzen auf. Blut quoll zwischen den Ketten hervor. Es dampfte in der Kälte, und die Tropfen leuchteten rot wie Feuer, als sie in den Schnee tropften. Ser Weymar strich mit der Hand über seine Seite. Als er sie wieder fortnahm, waren seine Hirschlederhandschuhe blutdurchtränkt.

Der Andere sagte etwas in einer Sprache, die Will nicht kannte. Seine Stimme klang wie das Knacken von Eis auf einem winterlichen See, und die Worte waren voller Hohn.

Ser Weymar geriet in Wut. »Für Robert!«, rief er und richtete sich ächzend auf, hob das eisbedeckte Langschwert und schwang es mit seinem ganzen Gewicht in flachem Bogen. Die Parade des Anderen kam beinahe träge.

Als sich die Klingen trafen, zerbarst der Stahl.

Ein Schrei hallte durch den nächtlichen Wald, und das Langschwert sprang in hundert spröde Teile, deren Scherben wie ein Nadelregen niedergingen. Rois fiel auf die Knie, schrie und schützte seine Augen. Blut quoll zwischen seinen Fingern hervor.

Wie ein Mann traten die Zuschauer vor, als hätte jemand ein Zeichen gegeben. Schwerter hoben sich und stießen herab, all das in tödlicher Stille. Es war ein kaltes Schlachten. Die blassen Klingen durchschnitten die Ketten wie Seide. Will schloss die Augen. Weit unter sich hörte er Stimmen und Gelächter, das spitz wie Eiszapfen klang.

Als er den Mut fand, wieder hinzusehen – und es war viel Zeit vergangen –, fand er den Kamm unter sich leer.

Er blieb auf dem Baum, wagte kaum zu atmen, während der Mond langsam über den schwarzen Himmel kroch. Schließlich, als seine Muskeln verkrampften und seine Finger von der Kälte schon taub waren, kletterte er hinunter.

Rois' Leiche lag bäuchlings im Schnee, den einen Arm von sich gestreckt. Der dicke Zobelmantel war an einem Dutzend Stellen zerschnitten. Als er da so tot im Schnee lag, sah man, wie jung er war. Ein Kind.

Er fand, was von dem Schwert noch übrig war, in einigen Schritten Entfernung, das Ende zersplittert und verdreht wie ein Baum, in den der Blitz

geschlagen hatte. Will kniete nieder, sah sich wachsam um und sammelte es auf. Das geborstene Schwert sollte sein Beweis sein. Gared würde es erklären können, und wenn nicht er, dann sicher der Alte Bär Mormont oder Maester Aemon. Ob Gared noch bei den Pferden wartete? Er musste sich beeilen.

Will erhob sich. Ser Weymar ragte über ihm auf.

Seine feinen Kleider waren zerfetzt, das Gesicht eine Ruine. Eine Scherbe seines Schwertes steckte in der blinden weißen Pupille seines linken Auges.

Das rechte Auge stand offen. Die Pupille brannte blau. Sie sah.

Das zerbrochene Schwert glitt aus kraftlosen Fingern. Will schloss die Augen, um zu beten. Lange, anmutige Hände strichen über seine Wange, dann schlossen sie sich um seinen Hals. Sie waren in feinstes Hirschleder gehüllt und von Blut verklebt, aber dennoch waren sie kalt wie Eis.

Brans Vater saß feierlich auf seinem Pferd, das lange braune Haar wehte leicht im Wind. Mit dem gestutzten Bart wirkte er älter als die fünfunddreißig Jahre, die er zählte. Etwas Grimmiges lag an diesem Tag um seine grauen Augen, und er wirkte ganz und gar nicht wie der Mann, der abends am Feuer saß und mit sanfter Stimme vom Zeitalter der Helden und den Kinder des Waldes erzählte. Er hatte sein väterliches Gesicht abgenommen, so dachte Bran, und das Gesicht des Lord Stark von Winterfell aufgesetzt.

Es wurden Fragen gestellt und Antworten gegeben, dort in der kalten Morgenluft, doch konnte sich Bran später nicht an vieles von dem erinnern, was gesagt worden war. Schließlich gab sein Hoher Vater das Kommando, und zwei seiner Gardisten schleppten den zerlumpten Mann zu dem Eisenbaumstumpf in der Mitte des Platzes. Sie zwangen seinen Kopf auf das harte, schwarze Holz. Lord Eddard Stark stieg ab, und sein Mündel Theon Graufreud holte das Schwert hervor. »Eis« wurde dieses Schwert genannt. Es war so breit wie eine Männerhand und größer noch als Robb. Die Klinge war aus valyrischem Stahl, mit Zauberkraft geschmiedet und schwarz wie Rauch. Nichts war so scharf wie valyrischer Stahl.

Sein Vater schälte die Handschuhe von den Händen und reichte sie Jory Cassel, dem Hauptmann seiner Leibgarde. Er packte Eis mit beiden Händen und sagte: »Im Namen Roberts aus dem Hause Baratheon, des Ersten seines Namens, König der Andalen und der Rhoynar und der Ersten Menschen, Herr der Sieben Königslände und Protektor des Reiches, durch das Wort Eddards aus dem Hause der Stark, Lord von Winterfell und Wächter des Nordens, verurteile ich dich zum Tode.« Er hob das Großschwert hoch über seinen Kopf.

Brans Halbbruder Jon Schnee kam näher heran. »Halt dein Pony gut fest«, flüsterte er. »Und wende dich nicht ab. Vater wird merken, wenn du es tust.«

Bran hielt sein Pony gut fest und wandte sich nicht ab.

Mit einem einzigen festen Hieb schlug sein Vater den Kopf des Mannes ab. Blut spritzte über den Schnee, rot wie Sommerwein. Eines der Pferde bäumte sich auf und wäre fast durchgegangen. Bran konnte seine Augen nicht vom Blut lösen. Gierig sog es der Schnee um den Stumpf auf und färbte sich rot.

Der Kopf prallte von einer dicken Wurzel ab und rollte davon. Fast kam er bis zu Graufreuds Füßen. Theon war ein schlanker, dunkler Jüngling

von neunzehn Jahren, der alles amüsan fand. Er lachte, setzte seinen Fuß an den Kopf und stieß ihn von sich.

»Esel«, murmelte Jon so leise, dass Graufreud es nicht hören konnte. Er legte Bran eine Hand auf die Schulter, und Bran sah seinen Halbbruder an. »Gut gemacht«, erklärte Jon feierlich. Jon war vierzehn, ein alter Hase, was Recht und Gesetz anging.

Auf dem langen Weg zurück nach Winterfell schien es noch kälter geworden zu sein, obwohl sich der Wind inzwischen gelegt hatte und die Sonne hoch am Himmel stand. Bran ritt mit seinen Brüdern weit vor der Gesellschaft, und sein Pony hatte alle Mühe, mit den Pferden der anderen mitzuhalten.

»Der Deserteur ist tapfer gestorben«, befand Robb. Er war groß und breit und wurde jeden Tag noch größer, besaß die Farbe seiner Mutter, die helle Haut, rotbraunes Haar und die blauen Augen der Tullys von Schnellwasser. »Wenigstens hatte er Mut.«

»Nein«, erwiderte Jon Schnee leise. »Es war kein Mut. Er ist voller Furcht gestorben. Das konnte man seinen Augen ansehen, Stark.« Jons Augen waren grau, dunkelgrau, fast schwarz, doch ihnen entging nur wenig. Er war im gleichen Alter wie Robb, doch sie sahen sich überhaupt nicht ähnlich. Wo Robb muskulös war, war Jon schlank, wo Robb hell war, Jon dunkel, und wo sein Halbbruder stark und schnell war, zeigte Jon Grazie und Behändigkeit.

Robb blieb unbeeindruckt. »Sollen sich die Anderen seine Augen holen«, fluchte er. »Er ist gut gestorben. Um die Wette bis zur Brücke?«

»Gemacht«, sagte Jon und trat sein Pferd in die Flanken. Robb fluchte und folgte ihm, und so galoppierten sie den Pfad hinab, Robb lachend und johlend, Jon still und konzentriert. Die Hufe der Pferde warfen Mengen von Schnee auf.

Bran versuchte nicht, ihnen zu folgen. Sein Pony konnte nicht mithalten. Die Augen des zerlumpten Mannes kamen ihm wieder in den Sinn. Nach einer Weile war Robbs Lachen verklungen, und im Wald kehrte wieder Stille ein.

So tief war er in Gedanken versunken, dass er den Rest der Gesellschaft gar nicht hörte, bis sein Vater schon neben ihm ritt. »Geht es dir gut, Bran?«, fragte er nicht unfreundlich.

»Ja, Vater«, erklärte Bran. Er blickte hoch. In Fell und Leder gewickelt, hoch auf seinem großen Streitross, ragte sein Vater wie ein Riese über ihm

auf. »Robb sagt, der Mann sei tapfer gestorben, aber Jon sagt, er hätte sich gefürchtet.«

»Was glaubst du?«, fragte sein Vater.

Bran dachte darüber nach. »Kann ein Mann tapfer sein, auch wenn er sich fürchtet?«

»Das ist der einzige Moment, in dem er tapfer sein kann«, erklärte ihm sein Vater. »Verstehst du, warum ich es getan habe?«

»Er war ein Wildling«, sagte Bran. »Sie verschleppen Frauen und verkaufen sie den Anderen.«

Sein Hoher Vater lächelte. »Die Alte Nan hat euch wieder Geschichten erzählt. In Wahrheit war der Mann ein Eidbrüchiger, ein Deserteur aus der Nachtwache. Niemand ist gefährlicher. Der Deserteur weiß, dass sein Leben verwirkt ist, wenn er gefasst wird, daher wird er vor keinem Verbrechen zurückschrecken, so schändlich es auch sein mag. Doch du missverstehst mich. Die Frage ist nicht, warum der Mann sterben musste, sondern warum *ich* es tun musste.«

Darauf wusste Bran keine Antwort. »König Robert hat einen Henker«, sagte er unsicher.

»Das stimmt«, bestätigte sein Vater. »Wie alle Könige der Targaryen vor ihm. Doch unsere Tradition ist die ältere. Das Blut der Ersten Menschen fließt noch heute in den Adern der Starks, und wir halten an dem Glauben fest, dass ein Mann, der ein Urteil spricht, auch selbst das Schwert führen soll. Wenn du jemandem das Leben nehmen willst, bist du es ihm schuldig, ihm in die Augen zu blicken und seine letzten Worte zu hören. Wenn du es nicht ertragen kannst, dann verdient der Mann vielleicht auch nicht den Tod.

Eines Tages, Bran, wirst du Robbs Vasall sein und selbst ein Lehen von deinem Bruder und deinem König erhalten, dann wird es an dir sein, Recht zu sprechen. Wenn dieser Tag kommt, darfst du keine Freude an dieser Aufgabe empfinden, doch darfst du dich auch nicht abwenden. Ein Herrscher, der sich hinter bezahlten Henkern versteckt, vergisst bald, was der Tod bedeutet.«

Das war der Moment, in dem Jon wieder auf der Kuppe des Hügels vor ihnen erschien. Er winkte und rief ihnen zu: »*Vater, Bran, kommt schnell und seht, was Robb gefunden hat!*« Dann war er erneut verschwunden.

Jory schloss zu ihnen auf. »Ärger, Mylord?«

»Zweifellos«, sagte sein Hoher Vater. »Kommt, sehen wir mal, welches

Unheil meine Söhne diesmal ausgegraben haben.« Er setzte sein Pferd in Trab. Jory und Bran und alle anderen folgten ihm.

Sie fanden Robb am Flussufer nördlich der Brücke, und neben ihm saß Jon noch immer zu Pferd. Beim letzten Neumond dieses Spätsommers hatte es heftig geschneit. Robb stand knietief im Weiß, die Kapuze vom Kopf geschoben, sodass die Sonne sein Haar leuchten ließ. Er wiegte etwas im Arm, auf das die Jungen beschwichtigend einredeten.

Die Reiter suchten sich sorgsam einen Weg durch die Schneewehen, ließen die Pferde auf der verhüllten, unebenen Erde nach festem Tritt suchen. Jory Cassel und Theon Graufreud waren als Erste bei den Jungen. Graufreud lachte und scherzte. Bran hörte ihn aufstöhnen. »Bei allen Göttern!«, rief er und kämpfte darum, sein Pferd im Zaum zu halten, während er nach seinem Schwert griff.

Jory hatte das Schwert schon gezückt. »Zurück, Robb!«, rief er, als sich sein Pferd unter ihm aufbäumte.

Robb grinste und blickte von dem Bündel in seinen Armen auf. »Sie kann dir nichts tun«, sagte er. »Sie ist tot, Jory.«

Inzwischen brannte Bran vor Neugier. Er hätte seinem Pony die Sporen gegeben, doch sein Vater ließ sie neben der Brücke absteigen und zu Fuß weitergehen. Bran sprang ab und rannte.

Nun waren auch Jon, Jory und Theon Graufreud abgestiegen. »Was bei allen Sieben Höllen ist das?«, fragte Graufreud.

»Ein Wolf«, erklärte Robb.

»Eine Missgeburt«, sagte Graufreud. »Seht euch nur an, wie groß er ist.«

Brans Herz schlug laut in seiner Brust, als er durch den hüfthohen Schnee an die Seite seines Bruders eilte.

Halb unter blutigem Schnee verborgen lag eine riesenhafte dunkle Gestalt im Tod zusammengesunken. Eis hatte sich in ihrem zottigen Fell gebildet, und ein schwacher Geruch von Verwesung hing daran wie das Duftwasser einer Frau. Bran sah blinde Augen, aus denen Maden krochen, ein großes Maul voll gelber Zähne. Doch war es die Größe, die seinen Atem stocken ließ. Der Wolf war größer als sein Pony, doppelt so groß wie der größte Jagdhund in der Meute seines Vaters.

»Das ist keine Missgeburt«, sagte Jon ganz ruhig. »Es ist ein Schattenwolf. Sie werden größer als jede andere Rasse.«

Theon Graufreud sagte: »Seit zweihundert Jahren hat man keinen Schattenwolf mehr südlich der Mauer gesehen.«

»Jetzt sehe ich einen«, erwiderte Jon.

Bran riss seinen Blick von dem Monstrum los. Da bemerkte er das Bündel in Robbs Armen. Er stieß einen Freudenschrei aus und trat näher heran. Das Wolfsjunge war ein winziges Knäuel aus grauschwarzem Fell, die Augen noch geschlossen. Blindlings schmiegte es sich an Robbs Brust, während der es wiegte, und auf der Suche nach Milch gab es dabei ein leises Wimmern von sich. Zögerlich streckte Bran eine Hand danach aus. »Mach nur«, erklärte ihm Robb. »Fass ihn ruhig an.«

Bran streichelte das Wolfsjunge kurz und voller Aufregung, dann wandte er sich um, als Jon sagte: »Hier, für dich.« Sein Halbbruder legte ihm ein weiteres Junges in den Arm. »Wir haben fünf davon.« Bran setzte sich in den Schnee und hielt das Tier an sein Gesicht. Sein Fell fühlte sich weich und warm an seiner Wange an.

»Schattenwölfe streunen nach so vielen Jahren durch das Reich«, murmelte Hullen, der Stallmeister. »Das gefällt mir nicht.«

»Es ist ein Zeichen«, sagte Jory.

Vater sah ihn fragend an. »Es ist nur ein totes Tier, Jory«, sagte er. Dennoch schien es ihm Sorge zu bereiten. Schnee knirschte unter seinen Stiefeln, als er den Kadaver umdrehte. »Wissen wir, woran die Wölfin gestorben ist?«

»Da ist etwas in ihrem Hals«, erklärte Robb stolz, weil er die Antwort wusste, bevor sein Vater auch nur danach gefragt hatte. »Da, gleich unter dem Unterkiefer.«

Sein Vater kniete nieder und suchte mit der Hand unter dem Kopf der Wölfin. Er riss etwas los und hielt es hoch, damit alle es sehen konnten. Die Spitze eines zerbrochenen Geweihs, die Sprossen gesplittert, blutbeschmiert.

Plötzlich legte sich ein Schweigen über die Gesellschaft. Voller Sorge betrachteten die Männer das Geweih, und niemand wagte, etwas zu sagen. Selbst Bran konnte ihre Angst spüren, wenn er sie auch nicht verstand.

Sein Vater warf das Geweih beiseite und wusch seine Hände im Schnee. »Es überrascht mich, dass sie noch lange genug gelebt hat, um werfen zu können«, sagte er. Seine Stimme brach den Bann.

»Vielleicht war es nicht so«, sagte Jory. »Ich habe Geschichten gehört ... vielleicht war die Wölfin schon tot, als die Welpen kamen.«

»Im Tod geboren«, warf ein anderer ein. »Noch größeres Unglück.«

»Wie dem auch sei«, sagte Hullen. »Die werden auch bald tot sein.«

Bran stieß einen wortlosen Schrei des Entsetzens aus.

»Je eher, desto besser«, stimmte Theon Graufreud zu. Er zückte sein Schwert. »Gib mir das Tier, Bran.«

Das kleine Ding wand sich an seiner Brust, als höre und verstehe es. »*Nein!*«, schrie Bran grimmig auf. »Es ist meins.«

»Steckt Euer Schwert weg, Graufreud«, sagte Robb. Einen Moment lang klang er gebieterisch wie sein Vater, wie der Lord, der er eines Tages sein würde. »Wir werden diese Welpen behalten.«

»Das kannst du nicht tun, Junge«, sagte Harwin, der Hullens Sohn war.

»Es wäre eine Gnade, sie zu töten«, warf Hullen ein.

Bran sah seinen Hohen Vater Hilfe suchend an, erntete jedoch nur einen fragenden Blick, ein Stirnrunzeln. »Hullen spricht recht, mein Sohn. Besser ein schneller Tod als ein schwerer durch Kälte und Hunger.«

»*Nein!*« Er fühlte, wie Tränen in seine Augen traten, und wandte sich ab. Vor seinem Vater wollte er nicht weinen.

Robb weigerte sich standhaft. »Ser Rodriks rote Hündin hat letzte Woche wieder geworfen«, sagte er. »Es war ein kleiner Wurf, nur zwei lebende Welpen. Sie müsste Milch genug haben.«

»Sie wird die Kleinen in Stücke reißen, wenn sie trinken wollen.«

»Lord Stark«, sagte Jon. Es war seltsam zu hören, wie er seinen Vater so ansprach, so förmlich. Von verzweifelter Hoffnung erfüllt, sah Bran ihn an. »Wir haben fünf Welpen«, erklärte er dem Vater. »Drei männlich, zwei weiblich.«

»Was ist damit, Jon?«

»Ihr habt fünf eheliche Kinder«, sagte Jon. »Drei Söhne, zwei Töchter. Der Schattenwolf ist das Wahrzeichen Eures Hauses. Diese Welpen sind für Eure Kinder bestimmt, Mylord.«

Bran sah, wie sich die Miene seines Vaters wandelte und die anderen Männer einander Blicke zuwarfen. In diesem Augenblick liebte er Jon von ganzem Herzen. Trotz seiner sieben Jahre verstand Bran, was sein Bruder eben getan hatte. Die Rechnung stimmte nur deshalb, weil Jon sich angenommen hatte. Er hatte die Mädchen mitgerechnet, selbst Rickon, den Kleinsten, nur nicht den Bastard, der den Nachnamen »Schnee« trug, jenen Namen, den der Sitte nach all jene im Norden bekamen, die das Unglück hatten, nicht mit eigenem Namen geboren zu sein.

Auch ihr Vater verstand. »Du willst keinen Welpen für dich, Jon?«, fragte er leise.

»Der Schattenwolf ziert das Banner des Hauses Stark«, erklärte Jon. »Ich bin kein Stark, Vater.«

Ihr Hoher Vater betrachtete ihn nachdenklich. Robb beeilte sich, die Stille zu durchbrechen. »Ich will ihn selbst füttern, Vater«, versprach er. »Ich werde ein Handtuch mit warmer Milch tränken und ihn daran nuckeln lassen.«

»Ich auch!«, plapperte Bran ihm nach.

Eindringlich musterte der Lord seine Söhne. »Leichter gesagt als getan. Ich werde nicht zulassen, dass ihr die Zeit der Diener damit vergeudet. Wenn ihr diese Welpen wollt, werdet ihr sie selbst füttern. Habt ihr verstanden?«

Bran nickte eifrig. Das Wolfsjunge krümmte sich in seinem Griff, leckte ihm mit warmer Zunge über das Gesicht.

»Außerdem müsst ihr sie abrichten«, sagte ihr Vater. »Ihr müsst sie abrichten. Der Hundeführer wird sich mit diesen Ungeheuern nicht befassen, das verspreche ich euch. Und mögen euch die Götter beistehen, wenn ihr sie vernachlässigt, sie quält oder schlecht abrichtet. Das hier sind keine Hunde, die betteln und bei einem Tritt den Schwanz einziehen. Ein Schattenwolf kann einem Menschen den Arm aus der Schulter reißen, so leicht wie ein Hund eine Ratte tötet. Seid ihr sicher, dass ihr sie wollt?«

»Ja, Vater«, sagte Bran.

»Ja«, willigte Robb ein.

»Vielleicht sterben die Welpen trotz alledem.«

»Sie werden nicht sterben«, sagte Robb. »Wir werden sie nicht sterben lassen.«

»Dann behaltet sie. Jory, Desmond, sammelt die restlichen Welpen ein. Es wird Zeit für die Rückkehr nach Winterfell.«

Erst als sie aufgestiegen und wieder unterwegs waren, gestattete sich Bran, den süßen Duft des Sieges einzuatmen. Mittlerweile hatte sich der Welpen an sein Leder geschmiegt, drückte sich warm an ihn, geborgen für den langen Heimweg. Bran überlegte, wie er ihn nennen sollte.

Auf halbem Weg über die Brücke hielt Jon plötzlich an.

»Was ist, Jon?«, fragte ihr Hoher Vater.

»Könnt Ihr es nicht hören?«

Bran hörte den Wind in den Bäumen, das Klappern ihrer Hufe auf Planken aus Eisenholz, das Jaulen seines hungrigen Welpen, doch Jon lauschte nach etwas anderem.

»Da«, sagte Jon. Er riss sein Pferd herum und galoppierte über die

Brücke. Sie sahen, wie er abstieg, wo der tote Schattenwolf im Schnee lag, und niederkniete. Einen Augenblick später kam er lächelnd zurückgeritten.

»Er muss von den anderen fortgekrochen sein«, sagte Jon.

»Oder er wurde vertrieben«, sagte ihr Vater mit einem Blick auf den sechsten Welpen. Dessen Augen waren rot wie das Blut des zerlumpten Mannes, der am Morgen gestorben war. Bran fand es merkwürdig, dass allein dieser Welpen die Augen geöffnet hatte, während die anderen noch blind waren.

»Ein Albino«, sagte Theon Graufreud mit gequältem Vergnügen. »Der hier wird noch schneller sterben als die anderen.«

Jon Schnee warf dem Mündel seines Vaters einen langen, kalten Blick zu. »Das glaube ich kaum, Graufreud«, sagte er. »Der hier gehört mir.«

Gesichter Gottes singen konnte, doch in den Adern der Starks floss noch das Blut der Ersten Menschen, und seine Götter waren die alten, die namenlosen, gesichtslosen Götter des Grünen Waldes, den sie mit den verschwundenen Kindern des Waldes teilten.

In der Mitte des Hains ragte ein uralter Wehrholzbaum über einem kleinen Teich auf, in dem das Wasser schwarz und kalt war. »Der Herzbaum«, wie Ned ihn nannte. Die Borke des Wehrholzbaums war weiß wie Knochen, seine Blätter waren dunkelrot wie tausend blutverschmierte Hände. In den Stamm des großen Baums war ein Gesicht geschnitzt, dessen Züge lang und melancholisch waren, die tief liegenden Augen rot vom getrockneten Harz und merkwürdig wachsam. Sie waren alt, diese Augen, älter selbst als Winterfell. Sie hatten gesehen, wie Brandon, der Erbauer, den ersten Stein gesetzt hatte, falls die Geschichten stimmten. Sie hatten gesehen, wie die Granitmauern der Burg um sie herum gewachsen waren. Es hieß, die Kinder des Waldes hätten die Gesichter während der frühen Jahrhunderte in die Bäume geschnitzt, noch bevor die Ersten Menschen die Meerenge überquert hatten.

Im Süden waren die letzten Wehrholzbäume schon vor tausend Jahren geschlagen oder niedergebrannt worden, nur nicht auf der Insel der Gesichter, wo die grünen Männer ihre stille Wacht hielten. Hier oben war es anders. Hier hatte jede Burg ihren Götterhain, jeder Götterhain hatte seinen Herzbaum und jeder Herzbaum sein Gesicht.

Catelyn fand ihren Gatten unter dem Wehrholzbaum auf einem moosbedeckten Stein sitzen. Das Großschwert Eis lag auf seinem Schoß, und er reinigte die Klinge in diesem Wasser, das so schwarz war wie die Nacht. Tausend Jahre Humus bedeckten den Boden des Götterhains, schluckten die Schritte ihrer nackten Füße, doch die roten Augen des Wehrholzbaums schienen ihr zu folgen, als sie näher kam. »Ned«, rief sie ihn leise.

Er hob den Kopf, um sie anzusehen. »Catelyn«, sagte er. Seine Stimme klang kühl und förmlich. »Wo sind die Kinder?«

Immer fragte er sie das. »In der Küche. Sie streiten um die Namen für die Wolfswelpen.« Dabei breitete sie ihren Umhang auf dem Waldboden aus und setzte sich an den Teich, mit dem Rücken zum Wehrholzbaum. Sie spürte die Augen, die sie beobachteten, doch gab sie sich alle Mühe, nicht auf sie zu achten. »Arya ist schon verliebt, Sansa ist entzückt und dankbar, nur Rickon ist sich noch nicht ganz sicher.«

»Fürchtet er sich?«, fragte Ned.

»Ein wenig«, räumte sie ein. »Er ist doch erst drei.«

Ned legte die Stirn in Falten. »Er muss lernen, sich seiner Angst zu stellen. Er wird nicht ewig drei sein. Und der Winter naht.«

»Ja«, gab Catelyn ihm Recht. Die Worte ließen sie erschauern, wie sie es stets taten. Der Sinnspruch der Starks. Jedes Adelsgeschlecht hatte seinen Sinnspruch. Familienmottos, Prüfsteine, allerlei Gebete, die mit Ehre und Ruhm prahlten, Loyalität und Wahrheitsliebe versprachen, Treue und Mut schworen. Nicht so die Starks. *Der Winter naht* lauteten die Worte der Starks. Nicht zum ersten Mal dachte sie, welch seltsame Menschen diese Nordmänner doch waren.

»Der Mann ist gut gestorben, das muss ich ihm lassen«, sagte Ned. Er hielt einen Streifen öligen Leders in einer Hand. Beim Sprechen wischte er leicht an seinem Großschwert entlang, polierte das Metall zu dunklem Glanz. »Um Brans willen war ich froh. Ihr wäret stolz auf Bran gewesen.«

»Ich bin immer stolz auf Bran«, erwiderte Catelyn und betrachtete das Schwert, während er es putzte. Sie konnte die Maserung tief im Stahl erkennen, wo das Metall beim Schmieden hundert Mal gefaltet worden war. Catelyn hatte für Schwerter nichts übrig, doch konnte sie nicht abstreiten, dass Eis eine ganz eigene Schönheit besaß. Es war in Valyria geschmiedet worden, vor dem Untergang des alten Freistaates, als die Schmiede ihr Metall ebenso mit Zauberei wie mit dem Hammer bearbeiteten. Vierhundert Jahre war es alt und scharf wie an dem Tag, als es geschmiedet worden war. Der Name, den es trug, war noch weit älter, ein Erbe aus der Zeit der Helden, als die Starks Könige des Nordens waren.

»Er war der Vierte in diesem Jahr«, sagte Ned grimmig. »Der arme Mann war halb verrückt. Irgendetwas hat ihn derart in Angst und Schrecken versetzt, dass ich ihn mit Worten nicht erreichen konnte.« Er seufzte. »Ben schreibt, die Stärke der Nachtwache sei auf unter tausend Mann gefallen. Es sind nicht nur die Deserteure. Sie verlieren auch Männer auf den Patrouillen.«

»Sind es die Wildlinge?«, fragte sie.

»Wer sonst?« Ned hob Eis an, blickte am kühlen Stahl entlang. »Und es wird noch schlimmer werden. Es könnte der Tag kommen, an dem ich keine andere Wahl habe, als zu den Fahnen zu rufen und gen Norden zu reiten, um ein für alle Mal mit diesem König-jenseits-der-Mauer aufzuräumen.«

»Jenseits der Mauer?« Der Gedanke ließ Catelyn erschauern.

Ned sah das Grauen auf ihrem Gesicht. »Von Manke Reuber haben wir nichts zu befürchten.«

»Es gibt finstere Dinge jenseits der Mauer.« Sie drehte sich dem Herzbaum zu, der fahlen Rinde und dem roten Gesicht, das dort schaute, lauschte und seine langen, langsamen Gedanken dachte.

Ned lächelte milde. »Ihr hört der Alten Nan zu oft bei ihren Märchen zu. Die Anderen sind tot wie die Kinder des Waldes, achttausend Jahre schon. Maester Luwin wird Euch erklären, dass sie nie gelebt haben. Kein Lebender hat je einen von ihnen gesehen.«

»Bis heute Morgen hatte auch kein Lebender je einen Schattenwolf gesehen«, erinnerte ihn Catelyn.

»Ich sollte klug genug sein, nicht mit einer Tully zu streiten«, sagte er mit reuigem Lächeln. Er schob Eis in die Scheide zurück. »Doch Ihr seid nicht gekommen, um mir Ammenmärchen zu erzählen. Ich weiß, wie sehr Ihr diesen Ort sonst meidet. Was gibt es, Mylady?«

Catelyn nahm ihres Gatten Hand. »Heute kam traurige Nachricht, Mylord. Ich wollte Euch nicht behelligen, bevor Ihr Euch gereinigt hattet.« Es gab keine Möglichkeit, den Schlag zu mildern, daher sagte sie es rundheraus. »Es tut mir so leid, Geliebter. Jon Arryn ist tot.«

Seine Augen suchten sie, und sie konnte sehen, wie hart es ihn traf, ganz wie sie es gewusst hatte. In seiner Jugend war Ned auf Hohenehr großgezogen worden, und der kinderlose Lord Arryn war ihm und seinem Mitmündel Robert Baratheon ein zweiter Vater geworden. Als der Irre König, Aerys II. Targaryen, ihre Köpfe forderte, hatte der Lord von Hohenehr lieber seine Banner mit Mond und Falke zur Rebellion aufgenommen, als jene aufzugeben, die zu schützen er geschworen hatte.

Und eines Tages vor fünfzehn Jahren war sein zweiter Vater ihm auch noch zum Bruder geworden, als er und Ned gemeinsam in der Septe von Schnellwasser standen, um zwei Schwestern zu ehelichen, die Töchter des Lord Hoster Tully.

»Jon ...«, sagte er. »Ist dieser Nachricht zu vertrauen?«

»Es war das Siegel des Königs, und der Brief ist in Roberts eigener Handschrift verfasst. Er sagte, es habe Lord Arryn schnell dahingerafft. Selbst Großmaester Pycelle sei hilflos gewesen, aber er habe ihm Mohnblumensaft gebracht, sodass Jon nicht lange leiden musste.«

»Das ist nur ein kleiner Trost«, sagte er. Sie konnte den Schmerz auf sei-

nem Gesicht sehen, doch selbst jetzt dachte er zuerst an sie. »Deine Schwester«, sagte er. »Und Jons Junge. Hast du von ihnen gehört?«

»Die Nachricht besagt nur, es gehe ihnen gut und sie seien wieder auf Hohenehr«, antwortete Catelyn. »Ich wünschte, sie wären nach Schnellwasser gegangen. Die Ehr liegt hoch und einsam, und schon immer war ihr Mann dort zu Hause, nicht sie. Jeder Stein wird sie an Lord Jon erinnern. Ich kenne meine Schwester. Sie braucht den Trost von Familie und Freunden.«

»Ihr Onkel erwartet sie im Grünen Tal, oder nicht? Wie ich gehört habe, hat Jon ihn zum Ritter der Pforte gemacht.«

Catelyn nickte. »Brynden wird alles für sie tun, was in seiner Macht steht, und auch für den Jungen. Das ist tröstlich, dennoch ...«

»Geht zu ihr«, drängte Ned. »Nehmt die Kinder mit. Erfüllt ihre Säle mit Lärm und Geschrei und Gelächter. Ihr Junge braucht andere Kinder um sich, und Lysa sollte in ihrem Schmerz nicht allein sein.«

»Wenn ich nur könnte«, erwiderte Catelyn. »Der Brief enthielt noch andere Kunde. Der König kommt nach Winterfell, um Euch einen Besuch abzustatten.«

Es dauerte einen Moment, bis Ned ihre Worte begriff, doch als er sie dann verstand, verloren seine Augen ihre Düsternis. »Robert kommt hierher?« Als sie nickte, breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus.

Catelyn wünschte, sie hätte seine Freude teilen können. Doch hatte sie gehört, was man auf den Burghöfen tuschelte: ein toter Schattenwolf im Schnee, mit einem gebrochenen Geweih in der Kehle. Angst rollte sich wie eine Schlange in ihr zusammen, doch zwang sie sich, diesen Mann anzulächeln, den sie liebte und der nicht an Vorzeichen glaubte. »Ich wusste, dass es dir gefallen würde«, sagte sie. »Wir sollten deinem Bruder auf der Mauer Nachricht geben.«

»Ja, natürlich«, stimmte er zu. »Ben wird dabei sein wollen. Ich werde Maester Luwin sagen, er soll seinen schnellsten Vogel schicken.« Ned erhob sich und zog sie auf die Beine. »Verdammt noch mal, wie viele Jahre mag es her sein? Und er gibt uns nicht mehr Nachricht als diese? Wie groß ist sein Gefolge, stand es in der Nachricht?«

»Ich denke hundert Ritter mindestens, mit all deren Gefolge, und noch einmal halb so viele freie Ritter. Cersei und die Kinder reisen mit ihnen.«

»Robert wird sich um ihretwillen Zeit lassen«, sagte er. »Das ist mir nur lieb. So bleibt uns mehr Zeit für die Vorbereitungen.«

»Auch die Brüder der Königin gehören dem Gefolge an«, erklärte sie.

Da verzog Ned das Gesicht. Zwischen ihm und der Familie der Königin gab es nur wenig Liebe, wie Catelyn wusste. Die Lennisters von Casterlystein hatten sich Roberts Sache erst spät angeschlossen, als der Sieg schon mehr als sicher war, und das hatte er ihnen nie verziehen. »Nun, wenn der Preis für Roberts Gesellschaft eine Heimsuchung durch die Lennisters ist, dann soll es so sein. Es klingt, als würde Robert die Hälfte seines Hofstaats mitbringen.«

»Wohin der König auch geht, folgt ihm sein Reich doch auf dem Fuße«, sagte sie.

»Es wird schön sein, die Kinder zu sehen. Der Jüngste nuckelte noch an der Brust dieser Lennister, als ich ihn zum letzten Mal gesehen habe. Er muss inzwischen fünf sein.«

»Prinz Tommen ist sieben«, erklärte sie ihm. »Genauso alt wie Bran. Bitte, Ned, hüte deine Zunge. *Diese Lennister* ist unsere Königin, und man sagt, ihr Stolz wüchse mit jedem Jahr.«

Ned drückte ihre Hand. »Natürlich muss es ein Fest geben, mit Sängern, und Robert wird jagen wollen. Ich werde Jory mit einer Ehrengarde gen Süden schicken, die ihn auf dem Königsweg in Empfang nimmt und hierher eskortiert. Bei den Göttern, wie sollen wir sie nur alle verköstigen? Schon auf dem Weg, sagtet Ihr? Verdammt sei der Mann. Man sollte ihm sein königliches Fell über die Ohren ziehen.«

Träume wob. Sein Zorn, einmal entfacht, wütete furchtbar. Viserys nannte es »den Drachen wecken«.

Ihr Bruder hängte den Umhang neben die Tür. »Illyrio wird die Sklavinnen schicken, damit sie dich baden. Achte darauf, dass sie den Stallgestank abwaschen. Khal Drogo besitzt eintausend Pferde, aber heute Abend will er etwas anderes besteigen.« Er betrachtete sie eingehend. »Du sitzt noch immer schief da. Richte dich auf.« Mit den Händen schob er ihre Schultern zurück. »Zeig ihnen, dass du eine Frau geworden bist.« Sanft strichen seine Finger über ihre knospenden Brüste und umfassten eine Brustwarze. »Du wirst mich heute Abend nicht enttäuschen. Falls du es doch tust, wird es dir übel bekommen. Du willst den Drachen doch nicht wecken, oder?« Seine Finger kniffen sie schmerzlich fest durch den groben Stoff. »Oder?«, wiederholte er.

»Nein«, gab sie demütig zurück.

Ihr Bruder lächelte. »Gut.« Er strich ihr über das Haar, fast liebevoll. »Wenn man die Geschichte meiner Regentschaft schreibt, süßes Schwesterchen, wird es heißen, sie habe in der heutigen Nacht begonnen.«

Als er fort war, trat Dany ans Fenster und blickte wehmütig hinaus auf die Fluten in der Bucht. Die quadratischen Steintürme von Pentos zeichneten sich schwarz gegen die untergehende Sonne ab. Dany konnte den Gesang der Roten Priester hören, als diese die Nachtfeuer entzündeten, und das Geschrei zerlumpter Kinder, die unter den Mauern des Anwesens spielten. Einen Moment lang wünschte sie, sie könnte dort draußen bei ihnen sein, barfuß und atemlos und in Fetzen gekleidet, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft und ohne dieses Fest, an dem sie in Khal Drogos Villa teilnehmen sollte.

Irgendwo hinter dem Sonnenuntergang, jenseits der Meerenge, lag ein Land grüner Hügel, blumenübersäter Weiden und großer, rauschender Flüsse, in dem Türme aus dunklem Stein inmitten blaugrauer Berge aufragten und Ritter in Rüstungen unter den Bannern ihrer Lords in die Schlacht ritten. Die Dothraki nannten dieses Land *Rhaesh Andahli*, das Land der Andalén. In den Freien Städten sprach man von Westeros und den Königreichen der Abenddämmerung. Ihr Bruder hatte einen schlichteren Namen. »Unser Land«, nannte er es. Diese Worte waren für ihn wie ein Gebet. Wenn er sie oft genug sagte, würden die Götter sie sicher erhören. »Unser, des Blutrechtes wegen, durch Verrat von uns genommen, dennoch unser, auf ewig unser. Man bestiehlt den Drachen nicht, o nein. Der Drache vergisst nichts.«

Und vielleicht erinnerte sich der Drache tatsächlich, doch Dany erinnerte sich nicht. Das Land, von dem ihr Bruder sagte, es gehöre ihnen, hatte sie selbst nie gesehen, dieses Reich jenseits der Meerenge. Diese Orte, von denen er sprach, Casterlystein und Hohenehr, Rosengarten und das Grüne Tal von Arryn, Dorne und die Insel der Gesichter, sie alle waren für sie nur Namen. Viserys war ein Junge von acht Jahren gewesen, als sie aus Königsmund fliehen mussten, um den vorrückenden Armeen des Usurpators, des Thronräubers, zu entkommen, doch Daenerys hatte noch nicht einmal den Bauch ihrer Mutter gewölbt.

Manchmal stellte sich Dany vor, wie es gewesen war, so oft schon hatte ihr Bruder die Geschichte erzählt. Die Flucht nach Drachenstein, als das Mondlicht auf den schwarzen Segeln des Schiffes schimmerte. Ihr Bruder Rhaegar rang mit dem Usurpator in den blutigen Fluten des Trident und starb für die Frau, die er liebte. Die Plünderung von Königsmund durch diejenigen, die Viserys die »Hunde des Usurpators« nannte, die Lords Lennister und Stark. Prinzessin Elia von Dorne flehte um Gnade, als man ihr Rhaegars Erben von der Brust riss und vor ihren Augen mordete. Die polierten Schädel der letzten Drachen, die blicklos von den Wänden des Thronsaals starteten, während der Königsmörder des Vaters Kehle mit goldenem Schwert durchschnitt.

Neun Monate nach der Flucht kam sie auf Drachenstein an einem Tag zur Welt, als ein tosender Sommersturm drohte die Inselfestung zu zerschmettern. Man sagte, der Sturm sei fürchterlich gewesen. Die Flotte der Targaryen wurde zerschlagen, während sie vor Anker lag, und riesige Steinblöcke wurden aus den Brüstungen gerissen und stürzten in die wilden Fluten der Meerenge. Ihre Mutter war gestorben, als sie ihr das Leben schenkte, und das hatte der Bruder ihr nie verziehen.

Selbst an Drachenstein erinnerte sie sich nicht. Wieder waren sie geflohen, kurz bevor der Bruder des Usurpators mit seiner nagelneuen Flotte die Segel setzte. Mittlerweile war ihnen allein Drachenstein, der alte Sitz ihres Hauses, von den Sieben Königslanden geblieben, die einst die ihren gewesen waren. Doch auch das sollte nicht lange währen. Die Garnison hatte sie an den Usurpator verkaufen wollen, doch eines Nachts war Ser Willem Darry mit vier getreuen Männern in das Kinderzimmer eingedrungen, hatte sie beide zusammen mit der Amme entführt und war im Schutze der Dunkelheit zur sicheren Küste von Braavos gesegelt.

Sie erinnerte sich dunkel an Ser Willem, einen großen, halb blinden Bären

von einem Mann, der von seinem Krankenbett aus brüllte und Befehle bellte. Die Dienerschaft lebte in Angst und Schrecken vor ihm, doch zu Dany war er stets freundlich gewesen. Er nannte sie »kleine Prinzessin« und manchmal »Mylady«, und seine Hände waren weich wie altes Leder. Doch niemals verließ er sein Bett, und Tag und Nacht hing der Geruch von Krankheit an ihm, ein heißer, feuchter, drückend süßer Duft. Damals lebten sie in Braavos, in dem großen Haus mit der roten Tür. Dort hatte Dany ihr eigenes Zimmer mit einem Zitronenbaum vor dem Fenster. Nachdem Ser Willem gestorben war, hatten die Diener das letzte Geld, das ihnen noch geblieben war, gestohlen, und kurz darauf waren sie aus dem großen Haus geworfen worden. Dany hatte geweint, als sich die rote Tür für immer hinter ihnen schloss.

Seither waren sie auf Wanderschaft gewesen, von Braavos nach Myr, von Myr nach Tyrosh und weiter nach Qohor und Volantis und Lys, waren nie lange an einem Ort geblieben. Ihr Bruder ließ es nicht zu. Die gedungenen Messerstecher des Usurpators waren ihnen dicht auf den Fersen, so sagte er, obwohl Dany nie einen von ihnen zu Gesicht bekam.

Anfangs hießen die Magister, Archonten und Handelsherren die letzten der Targaryen in ihren Häusern und an ihren Tafeln gern willkommen, doch je mehr Jahre ins Land gingen und je länger der Usurpator auf dem Eisernen Thron blieb, desto öfter verschlossen sich ihnen die Türen, und ihr Leben wurde kläglicher. Vor Jahren schon waren sie gezwungen gewesen, ihre letzten Schätze zu verkaufen, und jetzt war sogar die Münze, die sie für die Krone ihrer Mutter bekommen hatten, verloren. In den Gassen und Weinlöchern von Pentos nannte man ihren Bruder den »Bettelkönig«. Dany wollte gar nicht wissen, wie man sie nannte.

»Eines Tages werden wir alles zurückbekommen, süßes Schwesterchen«, versprach er ihr oft. Manchmal zitterten seine Hände, wenn er davon sprach. »Die Juwelen und die Seide, Drachenstein und Königsmund, den Eisernen Thron und die Sieben Königslände, alles, was sie uns genommen haben, holen wir uns zurück.« Allein für diesen Tag lebte Viserys. Alles, was Daenerys wiederhaben wollte, war das Haus mit der roten Tür, dem Zitronenbaum vor dem Fenster, die Kindheit, die sie nie gehabt hatte.

Es klopfte leise an der Tür. »Herein«, sagte Dany und wandte sich vom Fenster ab. Illyrios Dienerinnen traten ein und machten sich ans Werk. Es waren Sklavinnen, ein Geschenk von einem der vielen dothrakischen Freunde des Magisters. In der Freien Stadt Pentos gab es keine Sklaverei.

Die alte Frau, klein und grau wie eine Maus, sagte nie auch nur ein Wort, doch das Mädchen machte das mehr als wett. Sie war Illyrios Lieblings-sklavin, ein blondes, blauäugiges Ding von sechzehn Jahren, das bei der Arbeit unablässig plapperte.

Sie füllten ihr Bad mit heißem Wasser, das aus der Küche gebracht wurde, und versetzten es mit duftenden Ölen. Das Mädchen zog Dany das grobe Leinenhemd über den Kopf und half ihr in die Wanne. Das Wasser war kochend heiß, doch weder schreckte Dany zurück, noch schrie sie auf. Sie mochte die Hitze. Sie gab ihr ein Gefühl von Sauberkeit. Außerdem hatte ihr Bruder ihr oft genug erklärt, nichts sei zu heiß für eine Targaryen. »Wir sind das Geschlecht der Drachen«, sagte er dann. »Das Feuer liegt uns im Blut.«

Die alte Frau wusch schweigend ihr langes silberweißes Haar und kämmte die Kletten heraus. Das Mädchen schrubbte Rücken und Füße und erklärte ihr, wie glücklich sie sich schätzen könne. »Drogo ist so reich, dass selbst seine Sklaven goldene Manschetten tragen. Hunderttausend Mann reiten in seinem *Khalasar*, und sein Palast in Vaes Dothrak hat zweihundert Zimmer und Türen aus reinem Silber.« Es kam noch mehr, so viel mehr davon, wie ansehnlich der *Khal* sei, so groß und wild, furchtlos in der Schlacht, der beste Reiter, der je auf einem Pferd gesessen habe, ein Teufel von einem Bogenschützen. Daenerys sagte nichts. Stets war sie davon ausgegangen, dass sie Viserys heiraten würde, sobald sie alt genug wäre. Jahrhundertlang hatten bei den Targaryen Bruder und Schwester geheiratet, seit Aegon der Eroberer seine Schwestern zur Braut genommen hatte. Die Linie muss rein bleiben, hatte Viserys ihr tausend Mal erklärt. In ihren Adern flösse das Blut der Könige, das goldene Blut des alten Valyria, das Blut des Drachen. Drachen paarten sich nicht mit dem Vieh auf der Weide, und die Targaryen mischten ihr Blut nicht mit dem geringerer Menschen. Dennoch plante Viserys nun, sie an einen Fremden, einen Barbaren, zu verkaufen.

Als sie sauber war, halfen ihr die Sklavinnen aus dem Wasser und trockneten sie ab. Das Mädchen bürstete ihr Haar, bis es wie geschmolzenes Silber glänzte, während die alte Frau sie mit einem Blumenduft aus den dothrakischen Steppen salbte, je einen Tupfer auf die Handgelenke, hinter die Ohren, auf die Spitzen ihrer Brüste und einen letzten kühl auf ihre Lippen, die unten zwischen ihren Beinen. Sie kleideten sie mit Tüchern, die Magister Illyrio heraufgesandt hatte, dann kam der Umhang, dunkle, pflaumenfarbene Seide, die das Veilchenblau ihrer Augen unterstreichen sollte. Das Mädchen zog die vergoldeten Sandalen über ihre Füße, wäh-

rend die alte Frau eine Tiara in ihrem Haar befestigte und goldene, mit Amethysten besetzte Armreifen über ihre Handgelenke schob. Schließlich kam der Halsschmuck, ein schwerer goldener Torques, verziert mit alten valyrischen Hieroglyphen.

»Jetzt seht Ihr aus wie eine Prinzessin«, stellte das Mädchen atemlos fest, als sie fertig waren. Dany betrachtete ihr Antlitz im versilberten Spiegelglas, das Illyrio freundlicherweise zur Verfügung gestellt hatte. *Eine Prinzessin*, dachte sie, doch erinnerte sie sich an die Worte des Mädchens, Khal Drogo sei so reich, dass selbst seine Sklaven goldene Manschetten trügen. Plötzlich wurde ihr ganz kalt, und sie spürte eine Gänsehaut auf ihren nackten Armen.

Ihr Bruder wartete in der kühlen Eingangshalle, saß am Teich und spielte mit einer Hand im Wasser. Er stand auf, als sie erschien, und musterte sie kritisch. »Stell dich dorthin«, erklärte er. »Dreh dich um. Ja. Gut. Du siehst aus wie ...«

»Eine Königin«, sagte Magister Illyrio, als er durch den Torbogen trat. Für einen derart massigen Mann bewegte er sich erstaunlich anmutig. Unter losen Gewändern aus flammenfarbener Seide wackelten Ringe aus Fett. Gemmen glitzerten an allen Fingern, und sein Leibdiener hatte ihm den gelben Gabelbart geölt, bis er wie reines Gold schimmerte. »Möge der Herr des Lichts Euch an diesem glücklichen Tage mit Segnungen überhäufen, Prinzessin Daenerys«, sagte der Magister, als er ihre Hand nahm. Er neigte den Kopf und ließ einen kurzen Blick auf seine schiefen gelben Zähne hinter dem Gold des Bartes zu. »Sie ist ein Traum, Euer Gnaden, ein Traum«, erklärte er ihrem Bruder. »Drogo wird entzückt sein.«

»Sie ist zu dürr«, sagte Viserys. Sein Haar, vom selben Silberblond wie ihres, war mit einer Spange aus Drachenbein am Hinterkopf festgebunden. Es wirkte streng und hob seine harten, ausgemergelten Züge hervor. Er stützte seine Hand auf den Griff jenes Schwertes, das Illyrio ihm geliehen hatte, und sagte: »Seid Ihr sicher, dass Khal Drogo so junge Frauen mag?«

»Sie hat ihre Blutungen. Sie ist alt genug für den *Khal*«, erklärte Illyrio nicht zum ersten Mal. »Seht sie Euch an. Dieses weißgoldene Haar, die purpurnen Augen ... sie ist vom Blut des alten Valyria, zweifellos, zweifellos ... und hochwohlgeboren, Tochter des alten Königs, Schwester des neuen, es kann ihr nicht misslingen, unseren Drogo zu verzücken.«

»Wahrscheinlich«, sagte ihr Bruder zweifelnd. »Die Wilden haben einen seltsamen Geschmack. Jungen, Pferde, Schafe ...«

»Erwähnt dies Khal Drogo gegenüber lieber nicht«, warnte Illyrio.

Wut blitzte in den violetten Augen ihres Bruders auf. »Haltet Ihr mich für einen Narren?«

Der Magister verneigte sich leicht. »Ich halte Euch für einen König. Nur allzu oft geht Königen die Vorsicht des gemeinen Mannes ab. Ich bitte um Verzeihung, falls ich Euch gekränkt haben sollte.« Er wandte sich ab und klatschte in die Hände, um seine Träger zu rufen.

Die Straßen von Pentos waren finster, als sie sich in Illyrios kunstvoll geschnitztem Palankin auf den Weg machten. Zwei Diener liefen voraus, um ihnen den Weg zu leuchten, trugen verzierte Öllampen aus hellblauem Glas, während ein Dutzend starker Männer die Stangen auf ihre Schultern hoben. Drinnen, hinter den Vorhängen, war es warm und stickig. Dany konnte den Gestank von Illyrios blasser Haut trotz seiner schweren Duftwasser riechen.

Ihrem Bruder, der sich neben ihr auf den Kissen rälkelte, fiel das nicht weiter auf. In Gedanken war er weit jenseits der Meerenge. »Wir werden nicht sein ganzes *Khalasar* brauchen«, sagte Viserys. Seine Finger spielten am Heft der geliehenen Klinge herum, doch Dany wusste, dass er noch nie im Ernst ein Schwert geschwungen hatte. »Zehntausend wären schon genug. Ich könnte die Sieben Königslande mit zehntausend dothrakischen Schreihälsen überrennen. Das Reich wird sich für seinen rechtmäßigen König erheben. Tyrell, Rothweyn, Darry, Graufreud, sie alle haben für den Usurpator nicht mehr übrig als ich. Die Dornischen brennen darauf, Elia und ihre Kinder zu rächen. Und die kleinen Leute werden zu uns stehen. Sie rufen nach ihrem König.« Unsicher sah er Illyrio an. »Das tun sie doch, nicht?«

»Sie sind Euer Volk, und sie lieben Euch sehr«, sagte Magister Illyrio freundlich. »Auf Festungen überall im Reich erheben Männer heimlich ihre Gläser zu einem Trinkspruch auf Eure Gesundheit, während Frauen Drachenbanner nähen und sie für den Tag Eurer Rückkehr von jenseits des Meeres verstecken.« Schwerfällig zuckte er mit den Schultern. »Das zumindest melden mir meine Spione.«

Dany hatte keine Spione, keine Möglichkeit, in Erfahrung zu bringen, was irgendwer jenseits der Meerenge tat oder dachte, doch sie misstraute Illyrios schmeichlerischen Worten, wie sie allem misstraute, was Illyrio anging. Ihr Bruder jedoch nickte eifrig. »Eigenhändig werde ich den Usurpator erschlagen«, versprach er, der noch nie jemanden getötet hatte, »wie er

meinen Bruder Rhaegar erschlagen hat. Und auch Lennister, den Königsmörder, für das, was er meinem Vater angetan hat.«

»Das wäre nur angemessen«, sagte Magister Illyrio. Dany sah den leisen Hauch eines Lächelns um seine vollen Lippen spielen, doch ihrem Bruder fiel nichts auf. Nickend schob er einen Vorhang zurück und stierte in die Nacht hinaus, und Dany wusste, dass er ein weiteres Mal die Schlacht am Trident schlug.

Khal Drogos neuntürmiges Anwesen stand an den Fluten der Bucht, die hohen Steinmauern waren von hellem Efeu überwuchert. Die Magister von Pentos hatten es dem *Khal* geschenkt, wie Illyrio ihnen erklärte. Die Freien Städte waren den Pferdeherren gegenüber stets großzügig. »Es ist nicht so, dass wir diese Barbaren fürchteten«, erklärte Illyrio lächelnd. »Der Herr des Lichts würde unsere Stadtmauern gegen eine Million Dothraki schützen, das zumindest verspricht der Rote Priester ... doch wozu ein Risiko eingehen, wenn deren Freundschaft so billig zu haben ist?«

Ihr Palankin wurde am Tor aufgehalten, der Vorhang grob von einer Hauswache zurückgerissen. Der Mann besaß die kupferfarbene Haut und die dunklen Mandelaugen eines Dothraki, doch sein Gesicht war bartlos, und er trug die bronzene Pickelhaube der Unbefleckten. Magister Illyrio knurrte ihm etwas in der groben Sprache der Dothraki zu, der Wachmann antwortete nicht minder grob und winkte sie durchs Tor.

Dany bemerkte, dass die Hand ihres Bruders den Griff seines geliebten Schwertes fest umklammerte. Fast wirkte er so ängstlich, wie er war. »Unverschämter Eunuch«, murmelte Viserys, während sich der Palankin dem Anwesen näherte.

Magister Illyrios Worte waren wie Honig. »Viele bedeutende Männer werden heute Abend auf diesem Fest sein. Solche Männer haben Feinde. Der *Khal* muss seine Gäste schützen, und Euch vor allen anderen, Euer Gnaden. Zweifellos dürfte der Usurpator gut für Euren Kopf bezahlen.«

»O ja«, sagte Viserys finster. »Er hat es versucht, Illyrio, das kann ich Euch versichern. Seine gedungenen Mörder folgen uns überallhin. Ich bin der letzte Drache, und sicher wird er nicht ruhig schlafen, solange ich noch lebe.«

Der Palankin wurde langsamer und hielt. Die Vorhänge wurden zurückgeworfen, und ein Sklave bot seine Hand an, um Daenerys herauszuhelfen. Seine Manschette war, wie sie bemerkte, aus gewöhnlicher Bronze. Ihr Bruder folgte ihr, die eine Hand noch immer fest am Griff seines Schwer-

tes. Zwei Männer waren nötig, um den Magister Illyrio wieder auf die Beine zu bekommen.

Im Inneren des Gebäudes war die Luft von schwerem Duft erfüllt, Gewürze, Stechbrand, süße Zitrone und Zimt. Man geleitete sie durch die Eingangshalle, wo ein Mosaik aus buntem Glas das Verhängnis Valyrias darstellte. Öl brannte in schwarzen Eisenlampen entlang der Wände. Unter einem Bogen verschlungener Steinblätter verkündete ein Eunuch ihre Ankunft. »Viserys aus dem Hause Targaryen, der Dritte seines Namens«, rief er mit hoher, hübscher Stimme, »König der Andalen und der Rhoynar und der Ersten Menschen, Herr der Sieben Königslande und Protektor des Reiches. Seine Schwester Daenerys Sturmtochter, Prinzessin von Drachenstein. Sein hochverehrter Gastgeber Illyrio Mopatis, Magister der Freien Stadt Pentos.«

Sie traten an dem Eunuchen vorbei in einen säulenbesetzten Hof, der ganz von hellem Efeu überwuchert war. Mondlicht bemalte die Blätter in den Farben von Knochen und Silber, während die Gäste darunter flanieren. Viele davon waren dothrakische Pferdeherren, große Männer mit rotbrauner Haut, deren hängende Schnauzbärte mit metallenen Ringen gebunden waren und deren schwarzes Haar geölt und geflochten und mit Glöckchen behängt war. Doch zwischen ihnen sah man Banditen und Soldritter aus Pentos und Myr und Tyrosh, einen Roten Priester, der noch fetter als Illyrio war, haarige Männer aus dem Hafen von Ibben und Lords von den Sommerinseln mit Haut so schwarz wie Ebenholz. Sie alle betrachtete Daenerys mit Staunen ... und bemerkte plötzlich voller Entsetzen, dass sie die einzige Frau im Raum war.

Illyrio flüsterte: »Diese drei dort drüben sind Drogos Blutreiter. An der Säule steht Khal Moro mit seinem Sohn Rhogoro. Der Mann mit dem grünen Bart ist der Bruder des Archon von Tyrosh, und der Mann hinter ihm ist Ser Jorah Mormont.«

Der letzte Name machte Daenerys stutzig. »Ein Ritter?«

»Nicht weniger als das.« Illyrio lächelte durch seinen Bart hindurch. »Vom Hohen Septon höchstpersönlich mit den sieben Ölen gesalbt.«

»Was macht er hier?«, platzte sie heraus.

»Der Usurpator fordert seinen Kopf«, erklärte Illyrio. »Wegen eines geringfügigen Affronts. Er hat ein paar Wilddiebe an einen Sklavenhändler der Tyroshi verkauft, statt sie der Nachtwache zu übergeben. Absurdes Gesetz. Ein Mann sollte mit seinem Hab und Gut tun und lassen dürfen, was er will.«

»Ich möchte mit Ser Jorah sprechen, bevor der Abend um ist«, sagte ihr Bruder. Dany merkte, wie ihr Blick neugierig den Ritter suchte. Er war ein älterer Mann, über vierzig, mit beginnender Glatze, doch noch immer kräftig und gesund. Statt Seide und Tuch trug er Wolle und Leder. Sein Rock war von dunklem Grün, bestickt mit dem Bild eines schwarzen Bären, der auf zwei Beinen stand.

Noch während sie diesen seltsamen Mann aus der Heimat, die sie nie gesehen hatte, betrachtete, legte Magister Illyrio ihr seine feuchte Hand auf die nackte Schulter. »Dort drüben, liebe reizende Prinzessin«, flüsterte er ihr zu, »das ist der *Khal* höchstpersönlich.«

Am liebsten hätte sich Dany versteckt, doch ihr Bruder warf ihr nur einen Blick zu. Wenn sie ihn verstimmte, würde sie damit den Drachen wecken. Ängstlich wandte sie sich um und nahm den Mann in Augenschein, von dem Viserys hoffte, dass er noch vor dem Ende dieser Nacht um ihre Hand anhalten würde.

Das Sklavenmädchen hatte ganz Recht gehabt, dachte sie. Khal Drogo war noch um einen Kopf größer als der größte Mann in diesem Raum und dennoch leichtfüßig, anmutig wie ein Panther in Illyrios Menagerie. Er war jünger, als sie gedacht hatte, nicht über dreißig. Seine Haut war von der Farbe polierten Kupfers, sein dicker Schnauzbart mit goldenen und bronzenen Ringen durchflochten.

»Ich muss ihm meine Ergebenheit bekunden. Wartet hier. Ich bringe ihn zu Euch.«

Ihr Bruder nahm sie beim Arm, als Illyrio zum *Khal* hinüberwatschelte, und seine Finger drückten sie so fest, dass es schmerzte. »Siehst du seinen Zopf, süßes Schwesterchen?«

Drogos Zopf war schwarz wie die Mitternacht und schwer von duftenden Ölen, mit winzigen Glöckchen behangen, die leise klangen, wenn er sich bewegte. Er fiel bis über seinen Gürtel, selbst noch über seinen Hintern, das Ende strich noch über seine Schenkel.

»Siehst du, wie lang er ist?«, sagte Viserys. »Wenn ein Dothraki im Kampf besiegt wird, schneidet man ihm zur Schmach den Zopf ab, damit die Welt um seine Schande weiß. Khal Drogo hat nie einen Kampf verloren. Er ist der wiedergeborene Aegon Drachenherr, und du wirst seine Königin sein.«

Dany sah Khal Drogo an. Sein Gesicht war hart und grausam, seine Augen kalt und dunkel wie Onyx. Ihr Bruder tat ihr manchmal weh, wenn sie den Drachen weckte, doch niemals machte er ihr solche Angst wie dieser

Mann. »Ich will nicht seine Königin sein«, hörte sie sich mit leiser, schwacher Stimme sagen. »Bitte, *bitte*, Viserys, ich will nicht, ich möchte heim.«

»Heim?« Er sprach mit gedämpfter Stimme, doch konnte sie den Zorn in seinem Tonfall hören. »Wie können wir heimkehren, süßes Schwesterchen? Sie haben uns unser Heim genommen!« Er zog sie in den Schatten, wo sie nicht zu sehen waren. Seine Finger bohrten sich in ihre Haut. »*Wie können wir heimkehren?*«, wiederholte er und meinte Königsmund und Drachenstein und das ganze Reich, das sie verloren hatten.

Dany hatte nur ihre Zimmer in Illyrios Anwesen gemeint, wahrlich kein echtes Heim, wenn auch alles, was sie hatten, doch davon wollte ihr Bruder nichts hören. Das war nicht sein Heim. Fest gruben sich seine Finger in ihren Arm, forderten Antwort. »Ich weiß es nicht ...«, sagte sie schließlich mit gebrochener Stimme. Tränen traten in ihre Augen.

»Aber ich«, sagte er scharf. »Wir kehren mit einer ganzen Armee heim. Mit Khal Drogos Armee, so kehren wir heim. Und wenn du ihn dafür heiraten und sein Bett teilen musst, dann wirst du es tun.« Er lächelte sie an. »Ich würde dich von seinem ganzen *Khalasar* ficken lassen, wenn es sein müsste, süßes Schwesterchen, von allen vierzigtausend Mann und von ihren Pferden auch, wenn ich dafür meine Armee bekäme. Sei dankbar, dass es nur Drogo ist. Mit der Zeit wirst du ihn vielleicht sogar mögen. Jetzt wisch dir die Tränen ab. Illyrio führt ihn hierher, und er wird dich *nicht* weinen sehen.«

Dany drehte sich um. Es stimmte. Magister Illyrio, der nur noch aus Lächeln und Verbeugungen zu bestehen schien, begleitete Khal Drogo zu ihnen. Mit dem Handrücken strich sie die letzten ungeweinten Tränen fort.

»Lächeln«, flüsterte Viserys aufgeregt, und seine Hand suchte das Heft des Schwertes. »Und richte dich auf. Lass ihn sehen, dass du Brüste hast. Und bei allen Göttern, davon hast du wenig genug.«

Daenerys lächelte und richtete sich auf.

der Eiseninseln ein Ende zu bereiten. Seit jenem Abend, als sie Seite an Seite in Graufreuds gefallener Festung standen, in welcher Robert die Kapitulation des rebellischen Lords entgegennahm und Ned dessen Sohn Theon als Geisel und Mündel bekam, hatte der König erheblich zugelegt. Ein Bart – grob und schwarz wie Eisendraht – bedeckte sein Gesicht, um das Doppelkinn und die hängenden königlichen Wangen zu verhüllen, doch nichts konnte den Wanst oder die dunklen Ringe unter seinen Augen verbergen.

Aber heute war Robert Neds König und nicht mehr nur ein Freund, und daher sagte er: »Euer Gnaden, Winterfell ist Euer.«

Mittlerweile stiegen auch die anderen ab, und Stallburschen liefen zu den Pferden vor. Roberts Königin Cersei Lennister kam zu Fuß mit ihren Kindern in den Hof. Die Karosse, in der sie gefahren waren, eine riesenhafte Doppeldeckerkutsche aus geölter Eiche und vergoldetem Metall, die von vierzig schweren Pferden gezogen wurde, war zu breit, um durch das Tor der Burg zu passen. Ned kniete im Schnee und küsste den Ring der Königin, während Robert Catelyn wie eine verloren geglaubte Schwester umarmte. Dann wurden die Kinder vorgeschickt, vorgestellt und gegenseitig gelobt.

Kaum waren diese Begrüßungsformalitäten beendet, da sagte der König zu seinem Gastgeber gewandt: »Bring mich in eure Krypta, Eddard. Ich möchte ihnen meinen Respekt zollen.«

Dafür liebte Ned ihn, weil er sich nach all den Jahren noch ihrer erinnerte. Er bat um eine Laterne. Sonst waren keine Worte nötig. Schon hatte die Königin zum Protest angesetzt. Seit dem Morgengrauen waren sie unterwegs, allesamt müde und durchgefroren und müssten sich sicher erst einmal erfrischen. Die Toten würden warten. Nicht mehr als das hatte sie gesagt. Robert hatte ihr einen Blick zugeworfen, und ihr Zwilling Bruder Jaime hatte sie still in den Arm genommen, und dann hatte sie nichts mehr gesagt.

Gemeinsam stiegen sie in die Gruft hinab, Ned und dieser König, den er kaum noch kannte. Die steinerne Wendeltreppe war schmal. Ned ging mit der Laterne voraus. »Ich fing schon an zu glauben, wir würden Winterfell nie mehr erreichen«, klagte Robert. »Unten im Süden, so wie da über meine Sieben Königslande gesprochen wird, vergisst man fast, dass deine Last so groß ist wie die aller anderen sechs zusammen.«

»Ich hoffe, Ihr habt Eure Reise genossen, Euer Gnaden.«

Robert schnaubte. »Sümpfe und Wälder und Felder und kaum ein ver-

nünftiges Wirtshaus nördlich der Eng. Nie zuvor habe ich derart ausschweifende Leere gesehen. Wo ist dein Volk?»

»Wahrscheinlich waren die Leute zu scheu, um aus ihren Löchern zu kommen«, scherzte Ned. Er spürte die Kälte, welche die Stufen heraufkroch, kalter Atem aus dem Inneren der Erde. »Könige sind im Norden ein seltener Anblick.«

Robert schnaubte. »Wahrscheinlicher ist, dass sie sich unter dem Schnee versteckt haben. *Schnee*, Ned!« Der König legte eine Hand an die Mauer, um sich abzustützen.

»Spätsommerliche Schneefälle sind nichts Ungewöhnliches«, sagte Ned. »Ich hoffe, sie haben Euch keine Unbill bereitet. Für gewöhnlich sind sie mild.«

»Mögen die Anderen deine milden Schneefälle holen«, fluchte Robert. »Wie soll es hier erst im Winter werden? Beim bloßen Gedanken daran friert es mich.«

»Die Winter sind hart«, räumte Ned ein. »Doch die Starks halten durch. Wie wir es immer schon getan haben.«

»Du solltest in den Süden kommen«, erklärte Robert. »Du brauchst etwas Sommer, bevor er uns ganz entflieht. In Rosengarten gibt es Felder voll goldener Rosen, so weit das Auge reicht. Das Obst ist so reif, es explodiert einem schier im Mund ... Melonen, Pfirsiche, Feuerpflaumen, so Liebliches hast du noch nie gekostet. Du wirst es sehen, denn ich habe dir ein paar davon mitgebracht. Selbst in Sturmsend, bei dem kräftigen Wind von der See, sind die Tage so heiß, dass man sich kaum rühren kann. Und du solltest die Städte sehen, Ned! Überall Blumen, die Märkte quellen über vor Speisen, der Sommerwein ist so billig und gut, und man ist schon benebelt, wenn man nur atmet. Jedermann ist dick und trunken und reich.« Er lachte und versetzte seinem stattlichen Wanst einen Schlag. »Und die *Mädchen*, Ned!«, rief er mit leuchtenden Augen aus. »Ich schwöre dir: Frauen legen alle Scham in dieser Hitze ab. Sie schwimmen nackt im Fluss, gleich unterhalb der Burg. Selbst in den Straßen ist es viel zu heiß für Wolle oder Pelz, und deshalb laufen sie in diesen kurzen Kleidern herum, aus Seide, wenn sie das Silber dafür haben, aus Leinen, wenn nicht; doch macht es keinen Unterschied, wenn sie schwitzen und der Stoff an ihrer Haut klebt, könnten sie ebenso gut nackt sein.« Der König lachte selig.

Schon immer war Robert Baratheon ein Mann von mächtigem Appetit gewesen, ein Mann, der wusste, wie man sich vergnügte. Das war nichts,

was man von Eddard Stark hätte sagen können. Doch konnte Ned nicht übersehen, welchen Tribut diese Vergnügungen vom König forderten. Robert atmete schwer, als sie das untere Ende der Treppe erreichten, und sein Gesicht leuchtete rot im Lampenschein, während sie die dunkle Gruft betraten.

»Euer Gnaden«, sagte Ned respektvoll. Er schwang die Laterne in weitem Halbkreis. Schatten taumelten und schwankten. Flackerndes Licht fiel auf die Steine zu ihren Füßen und strich über eine lange Prozession von Granitpfeilern, die paarweise in die Dunkelheit vorausmarschierten. Zwischen den Säulen saßen die Toten auf ihren steinernen Thronen an den Wänden, mit den Rücken an die Grabstätten gelehnt, die ihre sterblichen Überreste bargen. »Sie ist hinten am Ende, bei Vater und Brandon.«

Er lief zwischen den Säulen voraus, und Robert folgte wortlos, fror in der unterirdischen Kälte. Hier unten war es stets kalt. Ihre Schritte hallten im Gewölbe über ihnen nach, während sie sich unter die Toten des Hauses Stark mischten. Die Lords von Winterfell sahen sie vorüberziehen. Ihre Ebenbilder waren in den Stein gemeißelt, der die Gräber versiegelte. In langen Reihen saßen sie da, starrten mit blinden Augen in ewige Finsternis, während große steinerne Schattenwölfe sich um ihre Füße scharten. Die schwankenden Schatten ließen die Steinfiguren aussehen, als bewegten sie sich, wenn die Lebenden vorübergingen.

Aus alter Sitte hatte man jedem, der Lord von Winterfell gewesen war, ein eisernes Langschwert auf den Schoß gelegt, um die rachsüchtigen Geister in ihrer Gruft zu halten. Das älteste war lange schon vom Rost zerfressen, und nur noch ein paar rote Flecken waren zurückgeblieben, wo das Metall auf Stein gelegen hatte. Ned fragte sich, ob es bedeutete, dass sich diese Geister nun frei in seiner Burg bewegen konnten. Er hoffte es nicht. Die ersten Lords von Winterfell waren so hart gewesen wie das Land, über das sie herrschten. In den Jahrhunderten, bevor die Drachenherren über das Meer kamen, hatten sie sich niemandem unterwerfen müssen und sich selbst zu Königen des Nordens gemacht.

Schließlich blieb Ned stehen und hob die Öllaterne in die Höhe. Die Gruft führte noch weiter in die Finsternis vor ihnen, doch von hier an waren die Gräber leer und unverschlossen. Schwarze Gruben erwarteten ihre Toten, warteten auf ihn und seine Kinder. Daran mochte Ned nicht denken. »Hier«, erklärte er seinem König.

Robert nickte leise, kniete nieder und neigte den Kopf.

Es waren drei Gräber, Seite an Seite. Lord Rickard Stark, Neds Vater, hatte ein langes, ernstes Gesicht. Der Steinmetz hatte ihn gut gekannt. In stiller Würde saß er da, die steinernen Finger hielten das Schwert auf seinem Schoß, doch im Leben hatten Schwerter ihm kein Glück gebracht. In zwei kleineren Gräbern zu beiden Seiten lagen seine Kinder.

Brandon war zwanzig gewesen, als er starb, erdrosselt auf Befehl des Irren Königs Aerys Targaryen, nur wenige kurze Tage bevor er Catelyn Tully von Schnellwasser heiraten sollte. Seinen Vater hatte man gezwungen zuzusehen, wie er starb. Brandon war der wahre Erbe gewesen, der Älteste, zum Herrschen geboren.

Lyanna war erst sechzehn gewesen, ein unvorstellbar liebreizendes Kind von einer Frau. Ned hatte sie von ganzem Herzen geliebt. Robert hatte sie sogar noch mehr geliebt. Sie hatte seine Braut werden sollen.

»Sie war hübscher als das«, sagte der König nach einigem Schweigen. Sein Blick ruhte auf Lyannas Gesicht, als könnte er sie mit seinem Willen wieder zum Leben erwecken.

Schließlich erhob er sich, unbeholfen wegen seines Gewichts. »Ach, verflucht, Ned, musstest du sie an einem *solchen* Ort begraben?« Seine Stimme war heiser vor Trauer. »Sie verdient Besseres als diese Dunkelheit ...«

»Sie war eine Stark von Winterfell«, erwiderte Ned leise. »Sie gehört hierher.«

»Sie sollte irgendwo auf einem Hügel liegen, unter einem Obstbaum, mit der Sonne und den Wolken über ihr und dem Regen, der sie rein wäscht.«

»Ich war bei ihr, als sie starb«, erinnerte Ned den König. »Sie wollte heimkehren und neben Brandon und Vater ruhen.« Manchmal konnte er ihre Worte noch hören. *Versprich es mir*, hatte sie geweint, in einem Zimmer, das nach Blut und Rosen roch. *Versprich es mir, Ned*. Das Fieber hatte ihr die Kraft geraubt, und ihre Stimme war schwach wie ein Flüstern gewesen, doch als er ihr das Versprechen gab, war die Angst in den Augen seiner Schwester verflogen. Ned erinnerte sich daran, wie sie ihn angelächelt hatte, wie fest ihre Finger die seinen umfassten, als sie das Leben losließ, ihr die Rosenblätter aus der Hand glitten, tot und schwarz. Danach erinnerte er sich an nichts mehr. Man hatte ihn gefunden, mit der Toten im Arm, schweigend vor Trauer. Holand Reet, der kleine Pfahlbaumann, hatte ihre Hand aus seiner gelöst. Daran konnte Ned sich nicht erinnern. »Ich bringe ihr Blumen, wann immer ich kann«, sagte er. »Lyanna war ... sie liebte Blumen.«

Der König berührte ihre Wange, und seine Finger strichen so sanft über

den groben Stein, als wäre dieser lebendige Haut. »Ich habe geschworen, Rhaegar für das zu töten, was er ihr angetan hat.«

»Du hast es getan«, erinnerte Ned ihn.

»Einmal nur«, sagte Robert bitter.

Sie waren sich an der Furt des Trident begegnet, während um sie herum die Schlacht tobte, Robert mit seinem Streithammer und dem großen Geweihhelm, der Targaryen ganz in schwarzer Rüstung. Auf seiner Brustplatte war der dreiköpfige Drache seines Hauses zu sehen, mit Rubinen überzogen, die im Sonnenlicht wie Feuer blitzten. Rot färbten sich die Fluten des Trident um die Hufe ihrer Rösser, als sie einander umkreisten und aufeinanderprallten, wieder und immer wieder, bis endlich ein berstender Hieb von Roberts Hammer den Drachen und die Brust darunter traf. Als Ned schließlich hinzukam, lag Rhaegar tot im Strom, während Männer beider Armeen in den tosenden Fluten nach den Rubinen scharften, die aus seinem Panzer gebrochen waren.

»In meinen Träumen töte ich ihn jede Nacht«, gestand Robert. »Tausende Tode wären noch immer weniger, als er verdient.«

Es gab nichts, was Ned dazu hätte sagen können. Nach einigem Schweigen meinte er: »Wir sollten umkehren, Euer Gnaden. Eure Frau wird schon warten.«

»Sollen die Anderen meine Frau holen«, murmelte Robert säuerlich, doch machte er sich mit schweren Schritten auf den Weg, den sie gekommen waren. »Und wenn ich noch einmal *Euer Gnaden* von dir höre, lasse ich deinen Kopf auf einen Stecken spießen. Wir bedeuten einander mehr als das.«

»Ich habe es nicht vergessen«, erwiderte Ned leise. Als der König nicht antwortete, sagte er: »Erzähl mir von Jon.«

Robert schüttelte den Kopf. »Noch nie habe ich gesehen, wie ein Mann so schnell verfallen ist. Wir hatten ein Turnier am Namenstag meines Sohnes. Hättest du Jon da gesehen, hättest du geschworen, dass er ewig lebt. Vierzehn Tage später war er tot. Die Krankheit erhob sich wie eine Feuersbrunst in seinem Gedärm. Sie hat sich geradewegs durch ihn hindurchgebrannt.« An einer Säule blieb er stehen, vor dem Sarg eines lang verstorbenen Stark. »Ich habe den alten Mann geliebt.«

»Das haben wir beide getan.« Ned wartete einen Moment. »Catelyn fürchtet um ihre Schwester. Wie trägt Lysa ihre Trauer?«

Um Roberts Mund erschien ein bitterer Zug. »Nicht gut, um die Wahrheit zu sagen«, gestand er. »Ich glaube, Jon zu verlieren hat die Frau um

den Verstand gebracht, Ned. Sie hat den Jungen mit zurück nach Hohenehr genommen. Gegen meinen Wunsch. Ich hatte gehofft, ich könnte ihn Tywin Lennister in Casterlystein anvertrauen. Jon hat keine Brüder, keine weiteren Söhne. Sollte ich zulassen, dass er von Frauen aufgezogen wird?«

Ned hätte ein Kind eher einer Schlange als Lord Tywin anvertraut, doch ließ er seine Zweifel unausgesprochen. Manch alte Wunde heilt niemals wirklich und blutet beim leisesten Wort. »Die Frau hat ihren Mann verloren«, sagte er vorsichtig. »Vielleicht fürchtete die Mutter, den Sohn nun ebenfalls zu verlieren. Der Junge ist noch sehr klein.«

»Sechs Jahre und kränklich und – mögen uns die Götter gnädig sein – Lord von Hohenehr«, fluchte der König. »Lord Tywin hatte noch nie ein Mündel zu sich genommen. Lysa hätte sich geehrt fühlen sollen. Die Lennisters sind ein großes und edles Haus. Sie hat sich geweigert, auch nur davon zu hören. Dann ist sie mitten in der Nacht abgereist, ohne sich zu verabschieden. Cersei war außer sich.« Er seufzte tief. »Der Junge ist mein Namensvetter, wusstest du das? Robert Arryn. Ich habe geschworen, ihn zu beschützen. Wie kann ich das, wenn seine Mutter ihn verschleppt?«

»Ich werde ihn als Mündel nehmen, wenn Ihr wollt«, sagte Ned. »Damit sollte Lysa einverstanden sein. Sie und Catelyn standen sich als Mädchen sehr nahe, und auch sie wäre uns willkommen.«

»Ein großzügiges Angebot, mein Freund«, sagte der König, »doch kommt es zu spät. Lord Tywin hat bereits sein Einverständnis erklärt. Den Jungen andernorts unterzubringen wäre eine schwere Beleidigung.«

»Das Wohlergehen meines Neffen liegt mir mehr am Herzen als der Stolz der Lennisters«, erklärte Ned.

»Weil du nicht mit einer Lennister schläfst«, lachte Robert. Sein Lachen hallte zwischen den Särgen und kehrte von der gewölbten Decke zurück. Im Dickicht des mächtigen schwarzen Bartes blitzten weiße Zähne auf, als er lächelte. »Ach, Ned«, sagte er, »du bist noch immer viel zu ernst.« Er legte den massigen Arm um Neds Schulter. »Ich hatte ein paar Tage warten wollen, bis ich mit dir spreche, doch jetzt sehe ich, dass es dafür keinen Grund gibt. Komm, geh ein Stück mit mir.«

Sie setzten zwischen den Säulen hindurch den Rückweg fort. Blinde steinerne Augen schienen ihnen zu folgen, wenn sie vorübergingen. Noch immer hatte der König seinen Arm um Neds Schulter gelegt. »Du wirst dich gefragt haben, wieso ich endlich in den Norden nach Winterfell gekommen bin, nach so langer Zeit.«

Ned hatte seine Vermutungen, doch behielt er sie für sich. »Um das Vergnügen meiner Gesellschaft zu haben, nehme ich doch an«, sagte er freudig. »Und dann ist da die Mauer. Die müsst Ihr sehen, Euer Gnaden, auf ihren Zinnen spazieren und mit denen sprechen, die sie bemannen. Die Nachtwache ist nur noch ein Schatten dessen, was sie einmal darstellte. Benjen sagt ...«

»Zweifelsohne werde ich noch früh genug erfahren, was dein Bruder sagt«, unterbrach ihn Robert. »Die Mauer steht jetzt – wie lange? – seit achttausend Jahren. Sie wird noch ein paar Tage warten können. Ich habe drängendere Probleme. Wir leben in schwierigen Zeiten. Ich brauche gute Männer um mich. Männer wie Jon Arryn. Er hat mir als Lord von Hohenehr gedient, als Wächter des Ostens, als Hand. Er wird nicht leicht zu ersetzen sein.«

»Sein Sohn ...«, begann Ned.

»Sein Sohn wird ihm in Hohenehr nachfolgen«, sagte Robert brüsk. »Nicht mehr.«

Das überraschte Ned. Er blieb stehen, verdutzt, und wandte sich um, damit er seinen König ansehen konnte. Die Worte entfuhrten ihm, ohne dass er es gewollt hätte. »Die Arryns waren immer die Wächter des Ostens. Der Titel gehört zum Besitz.«

»Vielleicht kann man ihm diese Ehre wieder übertragen, wenn er alt genug ist«, sagte Robert. »Ich muss dieses und das nächste Jahr bedenken. Ein Sechsjähriger ist kein Kriegsherr, Ned.«

»In Friedenszeiten ist der Titel nicht mehr als eine Ehre. Lass ihn dem Jungen. Um seines Vaters willen, wenn schon nicht um seiner selbst willen. Das bist du Jon für seine Dienste sicher schuldig.«

Der König war nicht eben erfreut. Er nahm den Arm von Neds Schulter. »Jons Dienste waren die Pflicht, die er seinem Lehnsherrn schuldete. Ich bin nicht undankbar, Ned. Du vor allem solltest das wissen. Aber der Sohn ist nicht der Vater. Ein Kind allein kann den Osten nicht halten.« Dann wurde seine Stimme milder. »Genug davon. Es gibt Wichtigeres zu besprechen, und ich möchte mit dir nicht streiten.« Robert packte Ned beim Ellbogen. »Ich brauche dich, Ned.«

»Ich stehe Euch zur Verfügung, Euer Gnaden. Jederzeit.« Es waren Worte, die er sagen musste, und so sprach er sie aus, besorgt darum, was als Nächstes folgen mochte.

Robert schien ihn kaum zu hören. »Jene Jahre, die wir auf Hohenehr

verbracht haben ... bei den Göttern, das waren gute Jahre. Ich möchte dich wieder an meiner Seite sehen, Ned. Ich möchte dich unten in Königsmund haben, nicht hier oben am Ende der Welt, wo du niemandem nützt.« Robert blickte in die Dunkelheit, einen Moment lang melancholisch wie ein Stark. »Ich schwöre dir: Auf einem Thron zu sitzen ist tausend Mal schwerer, als einen zu erobern. Gesetze sind eine öde Angelegenheit und Kupfermünzen zählen noch viel schlimmer. Und diese Leute ... sie nehmen einfach kein Ende. Ich sitze da auf diesem gottverdammten Eisenstuhl und hör mir ihre Klagen an, bis mein Verstand benebelt und mein Hintern wund ist. Alle wollen irgendwas, Geld oder Land oder Gerechtigkeit. Die Lügen, die sie erzählen ... und meine Lords und Damen sind nicht besser. Ich bin von Schmeichlern und Narren umgeben. Das kann einen Mann in den Wahnsinn treiben, Ned. Die eine Hälfte von ihnen wagt nicht, mir die Wahrheit zu sagen, und die andere Hälfte kann sie nicht finden. Es gibt Nächte, in denen ich mir wünsche, wir hätten am Trident verloren. Ach nein, nicht wirklich, aber ...«

»Ich verstehe«, sagte Ned sanft.

Robert sah ihn an. »Das glaube ich dir. Falls es so ist, bist du der Einzige, mein alter Freund.« Er lächelte. »Lord Eddard Stark, ich möchte Euch zur Hand des Königs ernennen.«

Ned sank auf ein Knie. Das Angebot überraschte ihn nicht. Welchen anderen Grund hätte Robert für diese lange Reise haben können? Die Hand war der zweitmächtigste Mann in den Sieben Königsländern. Sie sprach mit der Stimme des Königs, befehligte des Königs Armeen, unterzeichnete die Gesetze des Königs. Gelegentlich saß sie sogar auf dem Eisernen Thron, um königliches Recht zu sprechen, wenn der König abwesend oder krank war oder sonst wie unpässlich. Robert bot ihm eine Verantwortung an, die groß war wie das Reich selbst.

Es war das Letzte auf der Welt, was er wollte.

»Euer Gnaden«, sagte er. »Ich habe diese Ehre nicht verdient.«

Robert knurrte mit gut gelaunter Ungeduld. »Wenn ich dich ehren wollte, würde ich dich in den Ruhestand versetzen. Ich habe vor, dich das Reich und die Kriege führen zu lassen, während ich esse und trinke und mich in ein frühes Grab hure.« Er schlug sich auf den Wanst und grinste. »Kennst du das Sprichwort über den König und seine Hand?«

Ned kannte das Sprichwort. »Was der König erträumt«, sagte er, »das baut die Hand.«

»Einmal war ich mit einer Fischhändlerin im Bett, die mir erzählte, dass die von niedriger Geburt eine deftigere Art haben, es auszudrücken. Der König speist, so sagen sie, und an der Hand bleibt die Scheiße kleben.« Er warf den Kopf in den Nacken und brüllte vor Lachen. Das Echo hallte durch die Dunkelheit.

Schließlich verklang das Gelächter und erstarb. Ned stützte sich noch immer auf ein Knie, mit erhobenem Blick. »Verdammt, Ned«, klagte der König. »Du könntest mich wenigstens mit einem Lächeln erfreuen.«

»Man sagt, hier oben würde es im Winter so kalt, dass einem das Lachen im Hals erfriert und man daran erstickt«, sagte Ned gleichmütig. »Vielleicht ist das der Grund, wieso die Starks so wenig Humor haben.«

»Komm in den Süden mit mir, und ich zeige dir, wie man lacht«, versprach der König. »Du hast mir geholfen, diesen verdammt Thron zu erobern, jetzt hilf mir, ihn zu halten. Wir sind dafür gemacht, gemeinsam zu herrschen. Wenn Lyanna noch lebte, wären wir Brüder geworden, durchs Blut wie durch Zuneigung verbunden. Nun, es ist noch nicht zu spät. Ich habe einen Sohn. Du hast eine Tochter. Mein Joff und deine Sansa sollen unsere Häuser verbinden, wie Lyanna und ich es einst getan hätten.«

Dieses Angebot erstaunte ihn nun doch. »Sansa ist erst elf.«

Ungeduldig winkte Robert ab. »Alt genug für die Verlobung. Die Heirat kann ein paar Jahre warten.« Der König lächelte. »Nun steh auf und sag ja, verdammt!«

»Nichts würde mir größere Freude bereiten, Euer Gnaden«, antwortete Ned. Er zögerte. »Diese Ehrungen kommen allesamt sehr unerwartet. Habe ich etwas Zeit, sie zu bedenken? Ich muss mich mit meiner Frau besprechen ...«

»Ja, ja, natürlich, sag es Catelyn, schlaf drüber, wenn du willst.« Der König streckte eine Hand aus, nahm Ned bei der seinen und zog ihn grob auf die Beine. »Lass mich nur nicht zu lange warten. Ich bin nicht der geduldigste Mensch auf der Welt.«

Einen Moment lang war Eddard Stark von einer schrecklichen Vorahnung erfüllt. *Hier* war sein Platz, hier im Norden. Er sah sich nach den steinernen Gestalten um und atmete tief in der kalten Stille der Gruft. Er spürte die Blicke der Toten. Sie alle lauschten, das wusste er. Und der Winter nahte.

ihm auf der Bank zugewiesen hatte, war die Prozession vorbeigezogen, und Jon hatte sich jeden Einzelnen gut ansehen können.

Zuerst war sein Hoher Vater gekommen, hatte die Königin begleitet. Sie war so schön, wie die Männer sagten. Eine juwelenbesetzte Tiara glitzerte inmitten ihres goldenen Haars, die Smaragde entsprachen perfekt dem Grün ihrer Augen. Sein Vater half ihr die Stufen zum Podium hinauf und führte sie an ihren Platz, doch würdigte die Königin ihn keines Blickes. Schon mit seinen vierzehn Jahren durchschaute Jon ihr Lächeln.

Als Nächster war König Robert höchstselbst gefolgt, mit Lady Stark am Arm. Der König war eine große Enttäuschung. So oft hatte sein Vater von ihm gesprochen: der unvergleichliche Robert Baratheon, Dämon des Trident, der wildeste Krieger des Reiches, ein Riese unter Prinzen. Jon sah nur einen fetten Mann, rotgesichtig unter seinem Bart, schwitzend durch die Seide. Er ging wie ein Mann, der etwas zu tief ins Glas geschaut hatte.

Nach ihnen kamen die Kinder. Zuerst der kleine Rickon, der den langen Weg mit aller Würde bewältigte, die ein Dreijähriger aufbringen konnte. Jon musste ihn weiterschicken, als er bei ihm stehen blieb. Kurz danach kam Robb in grauer Wolle, mit Weiß besetzt, den Farben der Starks. Er führte die Prinzessin Myrcella am Arm. Sie war ein schwächtiges Ding, noch nicht ganz acht, ihr Haar ein Sturzbach von goldenen Locken unter juwelenbesetztem Netz. Jon bemerkte die scheuen Blicke, die sie Robb zuwarf, während sie zwischen den Tischen hindurchgingen, und die zaghafte Art und Weise, auf die sie ihn anlächelte. Er kam zu dem Schluss, dass sie fade war. Robb besaß nicht einmal genug Verstand zu merken, wie dumm sie war. Er grinste wie ein Idiot.

Seine Halbschwwestern eskortierten die Prinzen von königlichem Geblüt. Arya hatte man dem plumpen, kleinen Tommen zugeteilt, dessen weiß-blondes Haar länger als ihres war. Sansa, zwei Jahre älter, hatte den Kronprinzen Joffrey Baratheon gezogen. Er war zwölf, jünger als Jon oder Robb, doch größer als beide, zu Jons unendlicher Bestürzung. Prinz Joffrey besaß das Haar seiner Schwester und die dunkelgrünen Augen seiner Mutter. Ein dickes Bündel blonder Locken fiel über seine enge goldene Halskette und den hohen Samtkragen. Sansa strahlte, als sie neben ihm ging, doch Jon gefiel weder Joffreys Schmollmund noch die gelangweilte, verächtliche Art und Weise, in der er Winterfells Große Halle betrachtete.

Er interessierte sich mehr für das Paar, das hinter ihm folgte: die Brüder der Königin, die Lennisters von Casterlystein. Der Löwe und der Gnom.

Es war unschwer zu erkennen, wer wer war. Ser Jaime Lennister war der Zwillingbruder von Königin Cersei, groß und golden, mit blitzenden grünen Augen und einem Lächeln, das scharf wie ein Messer war. Er trug karminrote Seide, hohe schwarze Stiefel, einen schwarzen Satinumfang. Auf die Brust seines Rocks war mit goldenem Faden der Familienlöwe gestickt und brüllte seine offene Verachtung heraus. Offiziell nannte man ihn den »Löwen von Lennister«, hinter seinem Rücken flüsterte man vom »Königsmörder«.

Jon fiel es schwer, sich von ihm abzuwenden. *So sollte ein König aussehen*, dachte er bei sich selbst, als der Mann vorüberging.

Dann sah er den anderen, der halb verborgen an der Seite seines Bruders watschelte. Tyrion Lennister, der Jüngste aus Lord Tywins Brut und bei weitem der Hässlichste. Alles, was die Götter Cersei und Jaime geschenkt hatten, war Tyrion verwehrt geblieben. Er war ein Zwerg, halb so groß wie sein Bruder, und auf seinen stummeligen Beinen versuchte er, Schritt zu halten. Sein Kopf war zu groß für den Körper, mit dem eingedrückten Gesicht eines Grobians unter gewölbter Stirn. Ein grünes und ein schwarzes Auge lugten unter strähnigem Haar hervor, welches so blond war, dass es fast weiß wirkte. Jon betrachtete ihn fasziniert.

Die letzten hohen Herren, die eintraten, waren sein Onkel Benjen Stark von der Nachtwache und das Mündel seines Vaters, der junge Theon Graufreud. Benjen schenkte Jon ein warmes Lächeln, als er vorüberging. Theon ignorierte ihn vollkommen, doch das war nichts Neues. Nachdem alle Plätze genommen hatten, wurden Trinksprüche ausgebracht, Danksagungen gesprochen und erwidert, und dann konnte das Fest beginnen.

Da hatte Jon zu trinken begonnen, und er hatte seither nicht mehr damit aufgehört.

Etwas rieb unter dem Tisch an seinem Bein. Jon sah rote Augen, die zu ihm aufblickten. »Schon wieder Hunger?«, fragte er. Es lag noch ein halbes honigbestrichenes Hühnchen auf dem Tisch. Jon streckte eine Hand aus, um ihm ein Bein auszureißen, dann hatte er eine bessere Idee. Er spießte den ganzen Vogel mit der Gabel auf und ließ ihn zwischen seinen Beinen zu Boden gleiten. Mit gefräßigem Schweigen machte sich Geist darüber her. Jons Brüder und Schwestern hatten ihre Wölfe nicht mit zu dem Bankett bringen dürfen, doch tummelten sich an diesem Ende des Saales mehr Köter, als Jon zählen konnte, und niemand hatte ein Wort über sein Wolfsjunges verloren. Auch darin hatte er Glück, so sagte er sich.

Seine Augen brannten. Wild rieb Jon daran herum, verfluchte den Rauch. Er nahm noch einen Schluck Wein und beobachtete, wie sein Schattenwolf das Huhn verschlang.

Hunde liefen zwischen den Tischen herum, folgten den Bediensteten. Eine Hündin, eine schwarze Promenadenmischung mit gelben Augen, witterte das Huhn. Sie blieb stehen und sprang unter die Bank, um sich ihren Teil zu holen. Jon sah sich den Streit an. Die Hündin knurrte tief in der Kehle und näherte sich. Schweigend blickte Geist auf und stierte den Hund mit seinen rot glühenden Augen an. Die Hündin schnappte wütend zu. Sie war drei Mal so groß wie das Wolfsjunge. Geist rührte sich nicht. Er stand über seiner Beute und öffnete das Maul, zeigte seine Reißzähne. Die Hündin spannte sich, bellte noch einmal, dann überlegte sie es sich anders. Sie fuhr herum und schlich davon, mit einem letzten, trotzigem Schnappen, um ihren Stolz zu wahren. Dann machte sich Geist wieder an sein Mahl.

Jon grinste und langte unter den Tisch, um das zottig-weiße Fell zu zerzausen. Der Schattenwolf sah zu ihm auf, leckte sanft an seiner Hand, dann machte er sich wieder an sein Fressen.

»Ist das einer der Schattenwölfe, von denen ich so viel gehört habe?«, fragte eine altvertraute Stimme ganz in der Nähe.

Freudig sah Jon auf, als sein Onkel Ben ihm eine Hand auf den Kopf legte und sein Haar zerzauste, ganz wie Jon es beim Wolf getan hatte. »Ja«, sagte er. »Er heißt Geist.«

Einer der Knappen unterbrach die Zote, die er eben erzählte, um am Tisch Platz für den Bruder ihres Herrn zu machen. Benjen Stark setzte sich mit langen Beinen rittlings auf die Bank und nahm Jon den Weinbecher aus der Hand. »Sommerwein«, sagte er, nachdem er davon probiert hatte. »Nichts ist süßer. Wie viele Becher hast du davon schon gehabt, Jon?«

Jon lächelte.

Ben Stark lachte. »Ganz wie ich befürchtet hatte. Ach, na ja, ich glaube, ich war jünger als du, als ich mich zum ersten Mal wahrlich und ehrlich betrunken habe.« Er griff sich eine geröstete Zwiebel, tiefend braun, von einem Schneidebrett in der Nähe und biss hinein. Sie knirschte.

Sein Onkel hatte scharfe Züge, zerklüftet wie eine Bergklippe, doch stets lag die Andeutung eines Lächelns in seinen blaugrauen Augen. Er kleidete sich schwarz, wie es von einem Mann der Nachtwache erwartet wurde. Heute Abend war es satter schwarzer Samt mit hohen Lederstiefeln und einem breiten Gürtel mit silberner Schnalle. Eine schwere Silberkette hing

um seinen Hals. Benjen betrachtete Geist mit amüsiertem Blick, während er auf seiner Zwiebel kaute. »Ein sehr stiller Wolf«, bemerkte er.

»Er ist nicht wie die anderen«, sagte Jon. »Er gibt nie auch nur einen Ton von sich. Deshalb habe ich ihn Geist genannt. Deshalb und weil er weiß ist. Die anderen sind alle dunkel, grau oder schwarz.«

»Es sind noch immer Schattenwölfe jenseits der Mauer. Wir hören sie auf unseren Patrouillen.« Benjen warf Jon einen langen Blick zu. »Isst du normalerweise nicht am Tisch bei deinen Brüdern?«

»Meistens«, antwortete Jon mit tonloser Stimme. »Aber heute Abend dachte Lady Stark, die königliche Familie könnte gekränkt sein, wenn sie mit einem Bastard an der Tafel sitzt.«

»Ich verstehe.« Sein Onkel blickte über die Schulter hinweg zu dem erhöht stehenden Tisch am anderen Ende des Saales. »Mein Bruder scheint heute Abend nicht eben in Feierlaune zu sein.«

Das war auch Jon schon aufgefallen. Ein Bastard musste lernen, aufzupassen und die Wahrheit zu erkennen, die Menschen hinter ihren Blicken verbargen. Sein Vater betrachtete den Hof, doch strahlte er eine Anspannung aus, die Jon kaum je bei ihm gesehen hatte. Er sagte wenig, sah sich mit verhüllten Blicken im Saal um, ohne etwas wahrzunehmen. Zwei Stühle daneben hatte der König den ganzen Abend schwer getrunken. Sein breites Gesicht war hinter seinem großen schwarzen Bart gerötet. Er brachte manchen Trinkspruch aus, lachte laut über jeden Scherz und machte sich wie ein Verhungernder über jede neue Speise her, doch wirkte die Königin an seiner Seite kalt wie eine Skulptur aus Eis. »Auch die Königin ist böse«, erklärte Jon seinem Onkel mit leiser, ruhiger Stimme. »Vater hat mit dem König am Nachmittag die Gruft besucht. Die Königin wollte nicht, dass er geht.«

Benjen warf Jon einen sorgsamem, musternden Blick zu. »Dir entgeht nicht viel, was, Jon? Einen Mann wie dich könnten wir auf der Mauer gut gebrauchen.«

Jon wollte platzen vor Stolz. »Robb ist besser mit der Lanze als ich, aber ich bin besser mit dem Schwert, und Hullen sagt, ich reite so gut wie kaum einer in der ganzen Burg.«

»Bemerkenswerte Leistungen.«

»Nehmt mich mit, wenn Ihr wieder zur Mauer geht«, sagte Jon, von einer plötzlichen Anwandlung ergriffen. »Vater wird es mir erlauben, wenn Ihr ihn fragt. Ich weiß, er wird es tun.«

Sorgsam betrachtete Onkel Benjen sein Gesicht. »Es ist für einen Jungen auf der Mauer nicht leicht, Jon.«

»Ich bin fast schon ein erwachsener Mann«, protestierte Jon. »An meinem nächsten Namenstag werde ich fünfzehn, und Maester Luwin sagt, Bastarde wachsen schneller als andere Kinder.«

»Das mag stimmen«, sagte Benjen mit herabgezogenen Mundwinkeln. Er nahm Jons Becher vom Tisch, schenkte aus dem Krug nach, der ihm am nächsten stand, und trank mit einem langen Zug.

»Daeron Targaryen war erst vierzehn, als er Dorne eroberte«, erklärte Jon. Der Junge Drache war einer seiner Helden.

»Eine Eroberung, die nur einen Sommer Bestand hatte«, erklärte sein Onkel. »Dein Kindkönig hat zehntausend Mann verloren, um es einzunehmen, und weitere fünfzigtausend, um es zu halten. Jemand hätte ihm sagen sollen, dass der Krieg kein Spiel ist.« Er nahm noch einen Schluck Wein. »Außerdem«, sagte er und wischte sich den Mund, »war Daeron Targaryen erst achtzehn, als er starb. Oder hast du den Teil schon vergessen?«

»Ich vergesse nie etwas«, prahlte Jon. Der Wein verlieh ihm Kühnheit. Er versuchte, sich aufrecht hinzusetzen, um größer zu wirken. »Ich möchte in der Nachtwache dienen, Onkel.«

Er hatte lange und ausgiebig darüber nachgedacht, nachts, wenn er im Bett lag, während seine Brüder schliefen. Robb würde eines Tages Winterfell erben, würde als Wächter des Nordens große Armeen befehligen. Bran und Rickon wären Robbs Vasallen und würden in seinem Namen über Festungen herrschen. Seine Schwestern Arya und Sansa würden die Erben anderer großer Häuser heiraten und als Herrscherinnen über ihre eigenen Burgen in den Süden ziehen. Doch welches Erbe konnte sich ein Bastard erhoffen?

»Du weißt nicht, worum du mich bittest, Jon. Die Nachtwache ist eine Geschworene Bruderschaft. Wir haben keine Familien. Keiner von uns wird jemals Söhne zeugen. Unser Weib ist die Pflicht. Unsere Geliebte ist die Ehre.«

»Auch ein Bastard kann Ehre haben«, sagte Jon. »Ich bin bereit, Euren Eid abzulegen.«

»Du bist ein Junge von vierzehn Jahren«, sagte Benjen. »Kein Mann, noch nicht. Bevor du nicht eine Frau gehabt hast, kannst du nicht verstehen, worauf du verzichten würdest.«

»Das ist mir egal!«, widersprach Jon böse.

»Das wäre es vielleicht nicht, wenn du wüsstest, was es bedeutet«, sagte Benjen. »Wenn du wüsstest, was der Eid dich kostet, wärest du kaum so begierig, den Preis dafür zu zahlen, mein Sohn.«

Jon spürte, wie der Zorn in ihm aufstieg. »Ich bin nicht Euer Sohn!«

Benjen Stark stand auf. »Umso bedauerlicher.« Er legte Jon eine Hand auf die Schulter. »Komm wieder, wenn du selbst ein paar Bastarde gezeugt hast, und dann sehen wir weiter.«

Jon bebte. »Nie werde ich einen Bastard zeugen«, sagte er vorsichtig. »*Niemals!*« Er spuckte es aus wie Gift.

Plötzlich merkte er, dass der ganze Tisch inzwischen schwieg und alle ihn ansahen. Er merkte, dass ihm Tränen in die Augen stiegen. Ruckartig erhob er sich auf die Beine.

»Entschuldigt mich«, sagte er mit aller Würde, die ihm noch geblieben war. Er wandte sich ab, bevor sie seine Tränen sehen konnten. Er musste wohl mehr Wein getrunken haben, als ihm bewusst gewesen war. Seine Beine bogen sich unter ihm, als er zu gehen versuchte, und seitwärts torkelte er in eine Kellnerin, dass ein Krug mit gewürztem Wein zu Boden ging. Überall um ihn brandete Gelächter auf, und Jon spürte heiße Tränen auf den Wangen. Jemand versuchte, ihn zu stützen. Er riss sich los und rannte fast blindlings zur Tür. Geist folgte ihm auf den Fersen in die Nacht hinaus.

Still und leer lag der Hof da. Ein einsamer Wachmann stand oben auf den Zinnen der inneren Mauer, den Umhang gegen die Kälte eng um sich gelegt. Erbärmlich und gelangweilt sah er aus, wie er sich allein dort wärmte, doch im Augenblick hätte Jon gern mit ihm getauscht. Ansonsten war die Burg finster und verlassen. Jon hatte einmal einen leeren Zwinger gesehen, einen trübseligen Ort, an dem sich nur der Wind regte und die Steine sich darüber ausschwiegen, welche Menschen hier einst gelebt hatten. Daran erinnerte ihn Winterfell an diesem Abend.

Musik und Gesang drangen durch die offenen Fenster hinter ihm. Es war das Letzte, was Jon hören wollte. Er wischte sich die Tränen mit seinem Hemdsärmel ab, wütend, dass er sich nicht hatte beherrschen können, und wandte sich zum Gehen.

»Junge«, rief ihn eine Stimme. Jon fuhr herum.

Tyrion Lennister hockte auf dem Sims über der Tür zum Großen Saal und starrte wie ein Wasserspeier in die Welt hinaus. Der Gnom grinste zu ihm herab. »Ist das Tier ein Wolf?«

»Ein Schattenwolf«, antwortete Jon. »Er heißt Geist.« Er sah zu dem

kleinen Mann auf, und plötzlich war seine Enttäuschung vergessen. »Was treibt Ihr dort oben? Warum seid Ihr nicht auf dem Fest?«

»Zu heiß, zu laut, und ich würde nur zu viel Wein trinken«, erklärte der Zwerg. »Vor langer Zeit schon habe ich gelernt, dass es als rüde angesehen wird, sich auf dem Schoß seines Bruders zu erbrechen. Darf ich mir deinen Wolf aus der Nähe ansehen?«

Jon zögerte, dann nickte er langsam. »Könnt Ihr herunterklettern, oder soll ich eine Leiter holen?«

»Oh, vergiss es«, sagte der kleine Mann. Er stieß sich vom Sims ab und segelte durch die Luft. Jon stöhnte auf, als er staunend beobachtete, dass Tyrion Lennister sich wie ein Ball drehte, leicht auf den Händen landete, dann einen Salto rückwärts auf die Beine machte.

Verunsichert wich Geist vor ihm zurück.

Der Zwerg klopfte den Schmutz von seiner Kleidung und lachte. »Ich fürchte, ich habe deinen Wolf erschreckt. Ich bitte um Verzeihung.«

»Er hat keine Angst«, sagte Jon. Er kniete nieder und rief: »Geist, komm her. Komm schon. So ist es brav.«

Das Wolfsjunge tapste heran und schmiegte sich an Jons Gesicht, dabei behielt es Tyrion Lennister wachsam im Auge, und als der Zwerg eine Hand ausstreckte, um es zu streicheln, wick es zurück und fletschte die Zähne mit einem leisen Knurren. »Scheu ist er, was?«, bemerkte Lennister.

»Sitz, Geist«, befahl Jon. »Genau so. Bleib sitzen.« Er sah zu dem Zwerg auf. »Jetzt könnt Ihr ihn anfassen. Er wird sich erst rühren, wenn ich es sage. Ich habe ihn abgerichtet.«

»Verstehe«, sagte Lennister. Er kraulte das schneeweiße Fell zwischen Geists Ohren. »Hübscher Wolf.«

»Wenn ich nicht dabei wäre, würde er Euch die Kehle rausreißen«, sagte Jon. Es entsprach nicht ganz der Wahrheit, doch würde es bald so sein.

»In diesem Fall solltest du lieber in der Nähe bleiben«, sagte der Zwerg. Er neigte seinen übergroßen Kopf zur Seite und musterte Jon mit ungleichen Augen. »Ich bin Tyrion Lennister.«

»Ich weiß«, sagte Jon. Er stand auf. Stehend war er größer als der Zwerg. Es gab ihm ein seltsames Gefühl.

»Du bist Ned Starks Bastard, wenn ich nicht irre.«

Jon fühlte, wie Kälte ihn durchfuhr. Er presste die Lippen zusammen und antwortete nicht.

»Habe ich dich verletzt?«, sagte Lennister. »Tut mir leid. Zwerge müssen

nicht taktvoll sein. Generationen von Rad schlagenden Narren in scheckigen Kleidern haben mir das Recht erkämpft, mich unpassend zu kleiden und alles zu sagen, was mir gerade in den Sinn kommt. Aber du *bist* der Bastard, nicht?«

»Lord Eddard Stark ist mein Vater«, räumte Jon starr ein.

Lennister betrachtete sein Gesicht. »Ja«, sagte er. »Das kann ich sehen. Du hast mehr vom Norden in dir als deine Brüder.«

»Halbbrüder«, verbesserte Jon. Er freute sich über diese Bemerkung des Zwergs, doch gab er sein Bestes, es sich nicht anmerken zu lassen.

»Nimm einen Ratschlag von mir an, Bastard«, sagte Lennister. »Vergiss nie, was du bist, denn die Welt wird es ganz sicher nicht vergessen. Mach es zu deiner Stärke, dann kann es niemals deine Schwäche sein. Mach es zu deiner Rüstung, und man wird dich nie damit verletzen können.«

Jon war nicht in der Stimmung, Ratschläge anzunehmen. »Was wisst Ihr davon, wie es ist, ein Bastard zu sein?«

»Alle Zwerge sind Bastarde in den Augen ihrer Väter.«

»Ihr seid der Sohn Eurer Mutter, ein echter Lennister.«

»Bin ich das?«, erwiderte der Zwerg boshaft. »Erzähl das meinem Vater. Meine Mutter starb bei meiner Geburt, und so konnte er nie sicher sein.«

»Ich weiß nicht mal, wer meine Mutter war«, sagte Jon.

»Ohne Zweifel irgendeine Frau. Wie es meistens ist.« Er warf Jon ein reuiges Lächeln zu. »Vergiss eins nicht, Junge. Alle Zwerge könnten Bastarde sein, doch nicht alle Bastarde müssen Zwerge sein.« Und mit diesen Worten wandte er sich um und schlenderte zum Fest zurück, wobei er ein Lied vor sich hin pfiff. Als er die Tür öffnete, warf das Licht von drinnen seinen Schatten deutlich in den Hof, und nur für einen Augenblick war Tyrion Lennister groß wie ein König.

ihr umdrehte. Sein Blick wirkte gehetzt, seine Stimme war vom Zweifel belegt.

Catelyn setzte sich im Bett auf. »Das könnt Ihr nicht tun. Das *dürft* Ihr nicht.«

»Ich werde hier im Norden gebraucht. Ich hege nicht den Wunsch, Robert als Rechte Hand zu dienen.«

»Er wird es nicht verstehen. Er ist jetzt König, und Könige sind nicht wie andere Menschen. Wenn Ihr Euch weigert, ihm zu dienen, wird er sich fragen, warum, und früher oder später wird er vermuten, dass Ihr gegen ihn steht. Seht Ihr nicht, in welche Gefahr wir dadurch gerieten?«

Ned schüttelte den Kopf, weigerte sich, es zu glauben. »Mir oder einem der Meinen würde Robert niemals schaden. Wir standen uns näher als Brüder. Er liebt mich. Wenn ich ihm eine Absage erteile, wird er brüllen und fluchen und toben, und nächste Woche lachen wir gemeinsam darüber. Ich kenne den Mann!«

»Ihr kanntet den Mann«, sagte sie. »Der König ist Euch ein Fremder.« Catelyn erinnerte sich an den toten Schattenwolf im Schnee, das zerbrochene Geweih in der Kehle. Sie musste ihn überzeugen. »Stolz ist für einen König alles, Mylord. Robert ist den ganzen Weg hierher zu Euch gekommen, um Euch diese große Ehre anzutragen, und Ihr könnt sie ihm nicht so einfach vor die Füße werfen.«

»Ehre?« Ned lachte bitter.

»In seinen Augen, ja«, sagte sie.

»Und in Euren?«

»*Und* in meinen«, fuhr sie ihn zornig an. Wieso sah er es nicht ein? »Er bietet unserer Tochter seinen eigenen Sohn zur Heirat an, wie würdet Ihr es anders nennen? Vielleicht wird Sansa eines Tages Königin. Ihre Söhne könnten von der Mauer bis zum Sommermeer herrschen. Was ist so schlecht daran?«

»Bei allen Göttern, Catelyn, Sansa ist erst *elf*«, sagte Ned. »Und Joffrey ... Joffrey ist ...«

Sie beendete den Satz für ihn. »... Kronprinz und Erbe des Eisernen Throns. Und ich war erst zwölf, als mein Vater mich Eurem Bruder Brandon versprach.«

Das rief einen bitteren Zug um Neds Mundwinkel. »Brandon. Ja. Brandon wüsste, was zu tun ist. Das wusste er immer. Alles war für Brandon gedacht. Du, Winterfell, alles. Er war dazu geboren, die Hand des Königs

zu sein und Königinnen zu zeugen. Ich habe nie darum gebeten, dass mir dieser Kelch gereicht würde.«

»Vielleicht nicht«, sagte Catelyn, »aber Brandon ist tot, der Kelch wurde weitergereicht, und Ihr müsst daraus trinken, ob es Euch nun gefällt oder nicht.«

Ned wandte sich von ihr ab, sah wieder in die Nacht hinaus. Er stand da und starrte in die Dunkelheit, betrachtete wohl den Mond und die Sterne oder vielleicht auch die Wachen auf der Mauer.

Es besänftigte Catelyn, als sie seinen Schmerz sah. Eddard Stark hatte sie an Brandons Stelle geheiratet, wie es Sitte war, doch der Schatten seines Bruders stand noch immer zwischen ihnen, wie auch der andere, der Schatten dieser Frau, die er nicht preisgeben wollte, der Frau, die ihm seinen unehelichen Sohn geboren hatte.

Schon wollte sie zu ihm gehen, da klopfte es an der Tür, laut und unerwartet. Stirnrunzelnd wandte sich Ned ab. »Was gibt es?«

Desmonds Stimme drang durch die Tür. »Mylord, Maester Luwin ist draußen und bittet dringend um eine Audienz.«

»Ihr habt ihm erklärt, dass ich Weisung gegeben habe, nicht gestört zu werden?«

»Ja, Mylord. Er besteht darauf.«

»Also gut dann. Schickt ihn herein.«

Ned trat an den Kleiderschrank und warf sich ein schweres Gewand über. Catelyn spürte, wie kalt es plötzlich geworden war. Sie setzte sich im Bett auf und zog die Felle erneut bis ans Kinn. »Vielleicht sollten wir die Fenster schließen«, schlug sie vor.

Ned nickte abwesend. Maester Luwin wurde hereingeführt.

Der Maester war ein kleiner, grauer Mann. Seine Augen waren grau und schnell und sahen viel. Sein Haar war grau, auch wenn ihm die Jahre nur wenige gelassen hatten. Seine Robe war aus grauer Wolle, mit weißem Fell besetzt, den Farben der Starks. In den großen, hängenden Ärmeln waren Taschen verborgen. Ständig stopfte Luwin manches in diese Ärmel und zauberte anderes aus ihnen hervor: Bücher, Botschaften, seltsame Artefakte, Spielzeug für Kinder. Bei allem, was er in seinen Ärmeln verbarg, überraschte es Catelyn, dass Maester Luwin seine Arme überhaupt heben konnte.

Der Maester wartete, bis sich die Tür geschlossen hatte, bevor er sprach. »Mylord«, sagte er zu Ned, »verzeiht mir, dass ich Eure Nachtruhe störe. Man hat mir eine Nachricht hinterlassen.«

Ned schien verdutzt. »Hinterlassen? Wer? War ein Reiter da? Man hat mir nichts gesagt.«

»Es war kein Reiter, Mylord. Nur ein geschnitzter Holzkasten, den jemand auf dem Tisch meines Observatoriums abgestellt hat, während ich schlief. Meine Diener haben niemanden gesehen, doch muss er von jemandem aus dem Gefolge des Königs gebracht worden sein. Wir hatten sonst keinen Besuch aus dem Süden.«

»Ein Holzkasten, sagt Ihr?«, fragte Catelyn.

»Darin war eine feine neue Linse für das Observatorium, allem Anschein nach aus Myr. Die Linsenschleifer von Myr sind ohnegleichen.«

Ned legte die Stirn in Falten. Er hatte nur wenig Geduld mit solcherart Dingen, wie Catelyn wusste. »Eine Linse«, sagte er. »Was hat das mit mir zu tun?«

»Dieselbe Frage habe ich mir auch gestellt«, antwortete Maester Luwin. »Ganz offensichtlich war mehr an dieser Sache, als es den Anschein hatte.«

Unter dem schweren Gewicht ihrer Felle erschauerte Catelyn. »Eine Linse ist ein Instrument, das uns helfen soll zu sehen.«

»Das ist sie allerdings.« Er fingerte an seiner Ordenskette herum, die schwer und eng um seinen Hals hing, gleich unter seiner Robe, jedes Glied aus anderem Metall geschmiedet.

Catelyn spürte, wie sich wieder diese Angst in ihr breitmachte. »Was mag es sein, von dem man möchte, dass wir es deutlicher erkennen?«

»Genau das habe auch ich mich gefragt.« Maester Luwin zog ein fest zusammengerolltes Stück Papier aus seinem Ärmel. »Ich fand die eigentliche Botschaft in einem doppelten Boden, als ich den Kasten zerlegte, doch ist dieser Brief nicht für meine Augen bestimmt.«

Ned streckte eine Hand aus. »Dann gebt ihn mir!«

Luwin rührte sich nicht. »Verzeiht, Mylord. Die Nachricht gilt auch nicht Euch. Sie ist für die Augen von Lady Catelyn bestimmt, und nur für sie. Darf ich mich nähern?«

Catelyn nickte, wagte nicht zu sprechen. Der Maester legte das Papier auf den Tisch neben dem Bett. Es war mit einem kleinen Klecks von blauem Wachs versiegelt. Luwin verneigte sich und wollte gehen.

»Bleibt!«, befahl ihm Ned. Seine Stimme klang drohend. Er sah Catelyn an. »Was ist? Mylady, Ihr zittert.«

»Ich Sorge mich«, gab sie zu. Sie griff nach dem Brief und hielt ihn mit bebenden Händen. Unbemerkt rutschten die Felle von ihrem nackten Leib.

Im blauen Wachs waren Mond und Falke zu erkennen, das Siegel des Hauses Arryn. »Er ist von Lysa.« Catelyn sah ihren Gatten an. »Er wird uns keine Freude bereiten«, sagte sie. »Trauer liegt in diesem Brief, Ned. Ich kann es spüren.«

Ned runzelte die Stirn, und seine Miene verfinsterte sich. »Öffnet ihn!« Catelyn brach das Siegel.

Ihre Augen zuckten über die Worte. Anfangs ergaben sie keinen Sinn. Dann erinnerte sie sich. »Lysa ist kein Risiko eingegangen. Als wir beide Mädchen waren, hatten wir eine Geheimsprache, sie und ich.«

»Könnt Ihr sie lesen?«

»Ja«, gab Catelyn zu.

»Dann sagt es uns.«

»Vielleicht sollte ich mich zurückziehen«, sagte Maester Luwin.

»Nein«, sagte Catelyn. »Wir werden Euren Ratschlag brauchen.« Sie warf die Felle zurück und stieg aus dem Bett. Die Nachtluft war kalt wie ein Grab auf ihrer Haut, als sie barfuß durch das Zimmer lief.

Maester Luwin bedeckte seine Augen. Selbst Ned sah sie erschrocken an. »Was tut Ihr?«, fragte er.

»Ich will ein Feuer machen«, erklärte Catelyn. Sie suchte ihren Morgenmantel und zog ihn über, dann kniete sie vor dem kalten Kamin.

»Maester Luwin ...«, sagte Ned.

»Maester Luwin hat alle meine Kinder zur Welt gebracht«, sagte Catelyn. »Es ist nicht der rechte Augenblick für falsche Scham.« Sie schob das Papier zwischen die Zweige und legte schwere Scheite darauf.

Ned durchmaß den Raum, nahm sie beim Arm und zog sie auf die Beine. So hielt er sie, sein Gesicht nur Zentimeter von dem ihren entfernt. »Mylady, sagt es mir! Was besagt diese Nachricht?«

Catelyn versteifte sich in seinem Griff. »Eine Warnung«, erklärte sie sanft. »Wenn wir klug genug sind, sie herauszuhören.«

Seine Augen suchten in ihrem Gesicht. »Weiter.«

»Lysa sagt, Jon Arryn wurde ermordet.«

Seine Finger schlossen sich um ihren Arm. »Von wem?«

»Den Lennisters«, erklärte sie. »Der Königin.«

Ned ließ ihren Arm los. Dunkelrote Abdrücke waren auf ihrer Haut zu sehen. »Bei allen Göttern«, flüsterte er. Seine Stimme war heiser. »Eure Schwester ist krank vor Trauer. Sie weiß nicht, was sie sagt.«

»Sie weiß es«, sagte Catelyn. »Lysa ist leidenschaftlich, ja, aber diese

Nachricht war sorgsam geplant, klug verborgen. Sie wusste, dass es den Tod bedeutet, wenn der Brief in falsche Hände geriete. Um so viel zu riskieren, muss sie mehr als nur einen Verdacht gehabt haben.« Catelyn sah ihren Mann an. »Jetzt haben wir tatsächlich keine Wahl mehr. Ihr müsst Roberts Hand werden. Ihr müsst mit ihm in den Süden ziehen und die Wahrheit in Erfahrung bringen.«

Augenblicklich sah sie, dass Ned zu einem gänzlich anderen Entschluss gekommen war. »Die einzigen Wahrheiten, die ich kenne, sind hier. Der Süden ist ein Nest von Nattern, das ich besser meiden sollte.«

Luwin zog an seiner Kette, wo sie an der weichen Haut des Halses gescheuert hatte. »Die Hand besitzt große Macht, Mylord. Macht, die Wahrheit über Lord Arryns Tod herauszufinden, seine Mörder vor Gericht zu bringen. Macht, Lady Arryn und ihren Sohn zu schützen, falls das Schlimmste wirklich wahr sein sollte.«

Hilflos sah sich Ned im Schlafgemach um. Catelyns Herz strebte ihm zu, doch wusste sie, noch durfte sie ihn in diesem Augenblick nicht in die Arme schließen. Erst musste der Sieg errungen sein, um ihrer Kinder willen. »Ihr sagt, Ihr liebt Robert wie einen Bruder. Würdet Ihr zulassen, dass Euer Bruder von Lennisters umzingelt bleibt?«

»Sollen die Anderen Euch beide holen«, murmelte Ned finster. Er wandte sich von ihnen ab und trat ans Fenster. Sie sagte nichts, und auch der Maester nicht. Sie warteten schweigend, während Eddard Stark Abschied von seinem Heim nahm, das er so sehr liebte. Als er sich schließlich vom Fenster abwandte, war seine Stimme müde und voller Melancholie, und etwas Feuchtes glitzerte in seinen Augenwinkeln. »Mein Vater zog einmal gen Süden, um dem Ruf eines Königs zu folgen. Er kehrte nie mehr zurück.«

»Es war eine andere Zeit«, erwiderte Maester Luwin, »ein anderer König.«

»Ja«, sagte Ned wie betäubt. Er setzte sich auf einen Stuhl vor dem Kamin. »Catelyn, Ihr bleibt in Winterfell.«

Wie ein eisiger Lufthauch trafen sie seine Worte ins Herz. »Nein«, sagte sie plötzlich erschrocken. Sollte das ihre Strafe sein? Nie wieder sein Gesicht zu sehen, nie wieder seine Arme um sich zu spüren?

»Ja«, sagte Ned mit einer Stimme, die keine Widerworte duldete. »Ihr müsst an meiner Stelle im Norden regieren, während ich mich um Roberts Angelegenheiten kümmere. Stets muss ein Stark in Winterfell sein. Robb ist vierzehn. Bald wird er erwachsen sein. Er muss lernen zu regieren, und ich

werde nicht für ihn da sein. Lasst ihn an Euren Entscheidungen teilhaben. Er muss bereit sein, wenn seine Zeit gekommen ist.«

»Mögen uns die Götter gnädig sein, dass es noch viele Jahre dauert«, murmelte Maester Luwin.

»Maester Luwin, ich vertraue Euch wie meinem eigenen Fleisch und Blut. Steht meiner Frau in allen großen und kleinen Dingen zur Seite. Lehrt meinen Sohn alles, was er wissen muss. Der Winter naht.«

Maester Luwin nickte feierlich. Dann machte sich Stille breit, bis Catelyn den Mut fand, die Frage zu stellen, deren Antwort sie am meisten fürchtete. »Was wird mit den anderen Kindern?«

Ned stand auf und schloss sie in die Arme, dann brachte er sein Gesicht ganz nah an ihres. »Rickon ist noch sehr klein«, sagte er sanft. »Er sollte hier bei Euch und Robb bleiben. Die anderen werde ich mit mir nehmen.«

»Das könnte ich nicht ertragen«, sagte Catelyn bebend.

»Ihr müsst«, gab er zurück. »Sansa muss Joffrey heiraten, das ist jetzt klar, denn wir dürfen ihnen keinen Anlass bieten, an unserer Ergebenheit zu zweifeln. Und es ist schon lange überfällig, dass Arya die Sitten und Gebräuche der Höfe im Süden lernt. In wenigen Jahren wird auch sie im heiratsfähigen Alter sein.«

Sansa würde im Süden aufblühen, so dachte Catelyn bei sich, und – bei den Göttern – Arya hatte eine Verfeinerung ihrer Umgangsformen bitter nötig. Widerstrebend löste sie sich im Herzen schon von ihnen. Doch nicht Bran. Niemals Bran. »Ja«, sagte sie, »aber bitte, Ned, bei aller Liebe, die Ihr für mich empfinden mögt, lasst Bran hier bei mir in Winterfell bleiben. Er ist erst sieben.«

»Ich war acht, als mich mein Vater nach Hohenehr schickte«, sagte Ned. »Ser Rodrik berichtet mir, es gebe böses Blut zwischen Robb und Prinz Joffrey. Das ist nicht gut. Bran kann diese Kluft überbrücken. Er ist ein süßer Junge, lacht gern, jedermann liebt ihn. Lasst ihn mit den jungen Prinzen aufwachsen, lasst ihn deren Freund werden, wie Robert der meine wurde. Unser Haus wird dadurch sicherer.«

Er hatte Recht, das wusste Catelyn. Es machte den Schmerz nicht leichter zu ertragen. Sie würde also alle vier verlieren: Ned, beide Mädchen und ihren süßen, liebevollen Bran. Nur Robb und der kleine Rickon würden ihr bleiben. Schon jetzt fühlte sie sich einsam. Winterfell war so groß. »Nur haltet ihn von Mauern fern«, sagte sie tapfer. »Ihr wisst, wie gern Bran klettert.«

Ned küsste ihr die Tränen von den Augen, bevor sie fallen konnten. »Ich danke Euch, Mylady«, flüsterte er. »Es ist schwer, ich weiß.«

»Was wird mit Jon Schnee, Mylord?«, fragte Maester Luwin.

Bei der bloßen Nennung seines Namens verspannte sich Catelyn. Ned spürte den Zorn in ihr und löste sich von ihr.

Viele Männer zeugten Bastarde. In diesem Bewusstsein war Catelyn aufgewachsen. Es konnte sie nicht überraschen, als sie im ersten Jahr ihrer Ehe erfuhr, dass Ned ein Kind von irgendeinem Mädchen hatte, dem er auf einem Feldzug begegnet war. Schließlich hatte er die Bedürfnisse eines Mannes, und sie waren in jenem Jahr getrennt gewesen, als Ned gen Süden in den Krieg zog, während sie in der Sicherheit der Burg ihres Vaters in Schnellwasser blieb. Ihre Gedanken waren mehr bei Robb, dem Säugling an ihrer Brust, als bei dem Gatten, den sie kaum kannte. Sollte er doch allen Trost zwischen den Schlachten suchen, den er brauchte. Und falls sein Same Früchte trug, erwartete sie, dass er sich um die Bedürfnisse des Kindes kümmerte.

Er tat weit mehr als das. Die Starks waren nicht wie andere Menschen. Ned brachte seinen Bastard mit nach Hause und nannte ihn »Sohn«, damit der ganze Norden es wusste. Als die Kriege schließlich ein Ende hatten und Catelyn nach Winterfell ritt, hatten sich Jon und seine Amme bereits dort eingerichtet.

Das schmerzte sehr. Ned wollte über die Mutter nicht sprechen, kein einziges Wort, doch eine Burg wahrt keine Geheimnisse, und Catelyn hörte die Geschichten der Zofen, die diese von den Soldaten ihres Mannes wussten. Sie flüsterten von Ser Arthur Dayn, dem Schwert des Morgens, dem gefürchtetsten der sieben Ritter aus Aerys' Königsgarde, und dass der junge Lord ihn im Kampf Mann gegen Mann erschlagen hatte. Und sie erzählten, wie Ned danach Ser Arthurs Schwert der schönen, jungen Schwester gebracht hatte, die ihn in einer Burg mit Namen Sternfall an der Küste des Sommermeers erwartet hatte. Die Dame Ashara Dayn, groß und blond, mit betörend veilchenblauen Augen. Vierzehn Tage hatte sie gebraucht, um ihren Mut zu sammeln, doch schließlich hatte Catelyn ihren Mann eines Abends im Bett rundheraus danach gefragt.

Es war das einzige Mal in all den Jahren gewesen, dass Ned ihr jemals Furcht eingeflößt hatte. »Fragt mich nie nach Jon«, sagte er kalt wie Eis. »Er ist von meinem Blut, und mehr müsst Ihr nicht wissen. Und jetzt werde ich erfahren, woher Ihr diesen Namen habt, Mylady.« Sie hatte gelobt, ihm zu

gehorschen. Sie erzählte es ihm. Und von diesem Tag an hatte das Flüstern ein Ende, und Ashara Dayns Name wurde in Winterfell nie mehr erwähnt.

Wer auch immer Jons Mutter sein mochte: Ned musste sie sehr geliebt haben, denn nichts von allem, was Catelyn sagte, konnte ihn dazu bringen, den Jungen fortzuschicken. Es war das Einzige, was sie ihm nie verzieh. Sie liebte ihren Mann inzwischen von ganzem Herzen, doch nie hatte sie in sich Liebe für Jon empfunden. Um Neds willen hätte sie über ein ganzes Dutzend Bastarde hinwegsehen können, solange sie diese nicht vor Augen haben musste. Jon war immer da, und je größer er wurde, desto ähnlicher sah er Ned, mehr noch als die Söhne, die sie ihm gebar. Das hatte es in gewisser Weise noch verschlimmert. »Jon muss gehen«, sagte sie jetzt.

»Er und Robb stehen sich nahe«, sagte Ned. »Ich hatte gehofft ...«

»Er kann nicht bleiben«, beharrte Catelyn und schnitt ihm das Wort ab. »Er ist Euer Sohn, nicht meiner. Ich will ihn hier nicht haben.« Es war hart, das wusste sie, aber nichtsdestotrotz die Wahrheit. Ned würde dem Jungen keinen Gefallen tun, wenn er ihn hier in Winterfell zurückließ.

Mit gequältem Blick sah Ned sie an. »Ihr wisst, dass ich ihn nicht mit in den Süden nehmen kann. Es wird dort bei Hofe kein Platz für ihn sein. Ein Junge mit dem Namen eines Bastards ... Ihr wisst, wie man über ihn reden wird. Man wird ihn meiden.«

Catelyn schützte ihr Herz gegen das stille Flehen in den Augen ihres Mannes. »Man sagt, Euer Freund Robert habe selbst ein gutes Dutzend Bastarde gezeugt.«

»Und keiner von ihnen wurde je bei Hofe gesehen!«, fuhr Ned sie an. »Dafür hat diese Lennister gesorgt. Wie könnt Ihr so verdammt grausam sein, Catelyn? Er ist noch ein Junge. Er ...«

Zorn hatte ihn ergriffen. Er hätte mehr gesagt und Schlimmeres, doch Maester Luwin ging dazwischen. »Eine weitere Möglichkeit bietet sich«, sagte er mit leiser Stimme. »Euer Bruder Benjen kam vor einigen Tagen wegen Jon zu mir. Es scheint, als strebe der Junge an, das Schwarz anzulegen.«

Ned schien zu erschrecken. »Er hat darum gebeten, in die Nachtwache aufgenommen zu werden?«

Catelyn sagte nichts. Ließ es Ned allein durchdenken. Ihre Meinung wäre jetzt nicht willkommen. Doch wie gern hätte sie in diesem Augenblick dem Maester einen Kuss gegeben. Es war die perfekte Lösung. Benjen Stark gehörte der Bruderschaft an. Jon wäre ihm wie ein Sohn, das Kind, das er nie haben würde. Und beizeiten würde auch der Junge den Eid ablegen. Er

würde keine Söhne zeugen, die eines Tages Catelyns eigenen Enkeln Winterfell streitig machen könnten.

Maester Luwin sagte: »Es ist eine große Ehre, Dienst auf der Mauer zu leisten, Mylord.«

»Und selbst ein Bastard kann es in der Nachtwache zu etwas bringen«, überlegte Ned. Dennoch klang seine Stimme sorgenvoll. »Jon ist so jung. Wenn er als erwachsener Mann darum gebeten hätte, wäre das eine Sache, aber ein Junge von vierzehn ...«

»Ein hartes Opfer«, gab Maester Luwin ihm Recht. »Doch sind es harte Zeiten, Mylord. Sein Weg ist nicht grausamer als Eurer oder der Eurer Lady.«

Catelyn dachte an die drei Kinder, die sie verlieren würde. Das Schweigen fiel ihr nicht leicht.

Ned wandte sich von ihnen ab, blickte aus dem Fenster, das lange Gesicht still und nachdenklich. Schließlich seufzte er und drehte sich wieder um. »Also gut«, sagte er zu Maester Luwin. »Ich vermute, es wird das Beste sein. Ich werde mit Ben sprechen.«

»Wann wollen wir es Jon sagen?«, fragte der Maester.

»Wenn es sein muss. Erst müssen die Vorbereitungen getroffen werden. Es wird zwei Wochen dauern, bis wir zur Abreise bereit sind. Ich möchte Jon lieber seine letzten paar Tage genießen lassen. Der Sommer geht noch schnell genug zu Ende und seine Kindheit auch. Wenn es an der Zeit ist, will ich es ihm selbst sagen.«

Arya wusste, welchen Prinzen sie meinte: Joffrey natürlich. Den Großen, den Hübschen. Sansa hatte während des Festes neben ihm gesessen. Arya hatte bei dem Dicken sitzen müssen. Natürlich.

»Joffrey mag deine Schwester«, flüsterte Jeyne stolz, als hätte sie etwas damit zu tun. Sie war die Tochter des Haushofmeisters von Winterfell und Sansas beste Freundin. »Er hat ihr gesagt, sie sei sehr hübsch.«

»Er wird sie heiraten«, sagte die kleine Beth verträumt und umarmte sich selbst. »Dann wird Sansa die Königin des ganzen Reiches sein.«

Sansa besaß die Würde zu erröten. Sie errötete auf hübsche Art und Weise. Alles, was sie tat, war hübsch, so dachte Arya mit trübem Widerwillen. »Beth, du solltest dir keine Geschichten ausdenken«, tadelte Sansa das jüngere Mädchen und strich sanft über ihr Haar, um die Schärfe aus ihren Worten zu nehmen. Sie blickte Arya an. »Was hältst du von Prinz Joff, Schwester? Er ist sehr galant, findest du nicht?«

»Jon sagt, er sieht aus wie ein Mädchen«, sagte Arya.

Sansa seufzte, während sie stickte. »Armer Jon«, sagte sie. »Er wird neidisch sein, weil er ein Bastard ist.«

»Er ist unser Bruder«, sagte Arya viel zu laut. Ihre Stimme schnitt durch die nachmittägliche Stille im Turmzimmer.

Septa Mordane blickte auf. Sie hatte ein knöchiges Gesicht, scharfe Augen und einen schmalen, lippenlosen Mund, wie geschaffen für Missbilligung. »Worüber sprecht ihr, Kinder?«

»Über unseren Halbbruder«, verbesserte sie Sansa sanft und korrekt. Sie lächelte die Septa an. »Arya und ich bemerkten gerade, wie hochofrenut wir sind, die Prinzessin heute bei uns zu haben«, sagte sie.

Septa Mordane nickte. »In der Tat. Eine große Ehre für uns alle.« Prinzessin Myrcella lächelte unsicher über dieses Kompliment. »Arya, wieso bist du nicht bei der Arbeit?«, fragte die Septa. Sie erhob sich, und gestärkte Röcke raschelten, als sie durch den Raum herüberkam. »Lass mich deine Stiche sehen.«

Arya hätte schreien können. Es sah Sansa nur ähnlich, die Aufmerksamkeit der Septa auf sie zu lenken. »Hier«, sagte sie, als sie ihr die Stickereien aushändigte.

Die Septa betrachtete den Stoff. »Arya, Arya, Arya«, sagte sie. »Das wird nicht genügen. Das wird sicher nicht genügen.«

Alle sahen sie an. Es war zu viel. Sansa war zu wohlherzogen, als dass sie über die Schande ihrer Schwester gelächelt hätte, doch Jeyne grinste an

ihrer Stelle höhnisch. Selbst Prinzessin Myrcella schien Mitleid zu haben. Arya merkte, wie ihr Tränen in die Augen stiegen. Sie sprang von ihrem Stuhl auf und hastete zur Tür.

Septa Mordane rief ihr nach: »Arya, komm zurück! Dass du mir keinen Schritt mehr machst! Deine Hohe Mutter wird davon erfahren. Und das alles vor unserer Prinzessin! Du machst uns allen Schande!«

An der Tür blieb Arya stehen, fuhr herum und biss sich auf die Lippe. Tränen liefen ihr jetzt über die Wangen. Sie brachte eine steife, kleine Verbeugung vor Myrcella zu Stande. »Mit Verlaub, Prinzessin.«

Myrcella blinzelte sie an und sah sich Rat suchend unter ihren Damen um. Doch wenn die Prinzessin unsicher war, so war Septa Mordane es ganz bestimmt nicht. »Was glaubst du eigentlich, wohin du gehst, Arya?«, wollte die Septa wissen.

Wütend sah Arya sie an. »Ich muss ein Pferd beschlagen«, flötete sie honigsüß und fand kurze Befriedigung in der erschrockenen Miene der Septa. Dann fuhr sie herum, ging hinaus und rannte die Stufen hinab, so schnell ihre Füße sie trugen.

Es war nicht gerecht. Sansa hatte alles. Sansa war zwei Jahre älter. Vielleicht war nichts mehr übrig gewesen, als Arya zwei Jahre später zur Welt gekommen war. Oftmals erschien es ihr so. Sansa konnte nähen und tanzen und singen. Sie schrieb Gedichte. Sie wusste sich zu kleiden. Sie spielte die Harfe *und* das Glockenspiel. Schlimmer noch: Sie war schön. Sansa hatte die hohen, feinen Wangenknochen ihrer Mutter und das volle goldbraune Haar der Tullys geerbt. Arya schlug nach ihrem Hohen Vater. Ihr Haar war von einem matten Braun, ihr Gesicht war lang und ernst. Jeyne hatte sie früher oft Arya Pferdegesicht genannt und jedes Mal gewiehert, wenn sie in die Nähe kam. Es schmerzte, dass das Einzige, was Arya besser als ihre Schwester beherrschte, das Reiten eines Pferdes war. Nun, das und Haushaltsrechnung. Sansa hatte noch nie gut rechnen können. Falls sie Prinz Joff heiraten sollte, hoffte Arya für ihn, dass er einen guten Haushofmeister hätte.

Im Wachraum am unteren Ende der Treppe wartete Nymeria auf sie. Sobald sie Arya erblickte, sprang sie auf. Arya grinste. Das Wolfsjunge liebte sie, auch wenn niemand sonst es tat. Sie gingen überall zusammen hin, und Nymeria schlief in ihrem Zimmer am Fußende ihres Bettes. Hätte die Mutter es nicht verboten, hätte Arya sie liebend gern mit zur Handarbeit genommen. Sollte Septa Mordane sich ruhig beklagen.

Eifrig leckte Nymeria an ihrer Hand, als Arya sie losband. Sie hatte gelbe Augen. Wenn sich das Sonnenlicht darin fing, leuchteten sie wie goldene Münzen. Arya hatte sie nach der Kriegerkönigin der Rhoyme benannt, die ihr Volk über die Meerenge geführt hatte. Auch das war ein großer Skandal gewesen. Sansa hatte ihren Welpen natürlich »Lady« genannt. Arya schnitt eine Grimasse und schloss ihre kleine Wölfin in die Arme. Nymeria leckte ihr am Ohr herum, und sie kicherte.

Mittlerweile hatte Septa Mordane ihre Hohe Mutter sicher schon benachrichtigt. Wenn sie in ihr Zimmer ging, würde man sie finden. Arya wollte nicht gefunden werden. Sie hatte eine bessere Idee. Die Jungen waren bei ihren Übungen auf dem Hof. Sie wollte sehen, wie Robb den galanten Prinz Joffrey aus den Stiefeln schlug. »Komm«, flüsterte sie Nymeria zu. Sie stand auf und rannte, und der Wolf war ihr hart auf den Fersen.

Es gab ein Fenster in der überdachten Brücke zwischen der Waffenkammer und dem Großen Fried, von dem aus man den gesamten Hof überblicken konnte. Dorthin wollte sie.

Dort rotgesichtig und atemlos angekommen, fand sie Jon vor, der auf der Fensterbank saß und ein Bein träge unters Kinn gezogen hatte. Er beobachtete die Kämpfe derart versunken, dass er Arya und die Wölfin erst bemerkte, als sein weißer Wolf ihnen entgegenlief, um sie zu begrüßen. Argwöhnisch stakste Nymeria näher heran. Geist, der jetzt schon größer als die anderen aus seinem Wurf war, beschnüffelte sie, biss ihr vorsichtig ins Ohr und setzte sich dann hin.

Jon warf ihr einen neugierigen Blick zu. »Solltest du nicht an deinen Stickereien sitzen, kleine Schwester?«

Arya schnitt ihm eine Grimasse. »Ich wollte sie kämpfen sehen.«

Er lächelte. »Dann komm her.«

Arya kletterte zum Fenster hinauf und setzte sich neben ihn, zum Chor von dumpfen Schlägen und angestrengtem Stöhnen.

Zu ihrer Enttäuschung übten dort die kleineren Jungen. Bran war derart dick gepolstert, dass er aussah, als hätte er ein Federbett um sich gewickelt, und Prinz Tommen, der ohnehin etwas dicklich war, wirkte nun wie eine Kugel. Sie keuchten und schnauften und schlugen mit gepolsterten Holzschertern aufeinander ein, und alles unter den Augen von Ser Rodrik Cassel, dem Waffenmeister, einem großen, gestauchten Fass von einem Mann mit prächtig weißem Backenbart. Ein Dutzend Zuschauer, Männer und Jungen, feuerten sie an, und Robbs Stimme war die lauteste von allen.

Sie entdeckte Theon Graufreud neben ihm, das schwarze Wams mit dem goldenen Kraken seines Hauses bestickt. Auf seinem Gesicht zeigte sich Verachtung. Beide Kämpfer taumelten. Vermutlich waren sie schon eine Weile dabei.

»Einen Hauch ermüdender als Handarbeit«, bemerkte Jon.

»Einen Hauch vergnüglicher als Handarbeit«, gab Arya zurück. Jon grinste, streckte eine Hand aus und zauste ihr Haar. Arya errötete. Schon immer hatten sie einander nahegestanden. Jon besaß das Gesicht ihres Vaters, genau wie sie. Sie waren die Einzigen. Robb und Sansa und Bran und selbst der kleine Rickon kamen allesamt nach den Tullys, stets lächelnd und mit Feuer im Haar. Als Arya klein gewesen war, hatte sie befürchtet, es bedeutete, dass auch sie ein Bastard sei. Jon war es gewesen, zu dem sie mit ihren Befürchtungen gegangen war, und Jon hatte sie beruhigt.

»Wieso bist du nicht unten auf dem Hof?«, fragte Arya.

Mit halbem Lächeln sah er sie an. »Einem Bastard ist es nicht gestattet, junge Prinzen zu verbeulen«, sagte er. »Die Prellungen, die sie von ihren Übungen heimbringen, müssen von reinrassigen Schwertern stammen.«

»Oh.« Arya war verlegen. Sie hätte es sich denken können. Zum zweiten Mal an diesem Tag dachte Arya, dass das Leben ungerecht war.

Sie beobachtete, wie ihr kleiner Bruder auf Tommen einhieb. »Ich könnte es genauso gut wie Bran«, sagte sie. »Er ist erst sieben. Ich bin neun.«

Jon musterte sie mit aller Weisheit seiner vierzehn Lebensjahre. »Du bist zu dünn«, sagte er. Er nahm ihren Arm, um ihre Muskeln zu betasten. Dann seufzte er und schüttelte den Kopf. »Ich bezweifle, ob du überhaupt ein Langschwert heben könntest, kleine Schwester, geschweige denn ein solches schwingen.«

Arya riss ihren Arm zurück und funkelte ihn an. Wieder zauste Jon ihr Haar. Sie beobachtete, wie Bran und Tommen einander umkreisten.

»Siehst du Prinz Joffrey?«, fragte Jon.

Den hatte sie nicht gesehen, zumindest nicht auf den ersten Blick, doch als sie noch einmal in die Runde blickte, fand sie ihn zurückgezogen im Schatten der hohen Steinmauer. Er war von Männern umgeben, die sie nicht kannte, jungen Knappen in den Gewändern von Lennister und Baratheon, allesamt Fremde. Einige ältere Männer waren darunter, Ritter, wie sie vermutete.

»Sieh dir die Ärmel an seinem Wappenrock an«, sagte Jon.

Arya sah hinüber. Ein verzierter Schild war auf den gepolsterten Wap-

penrock gestickt. Ohne Zweifel war die Handarbeit ganz ausgezeichnet. Der Schild war in der Mitte geteilt. Auf der einen Seite sah man den gekrönten Hirsch der königlichen Familie, auf der anderen den Löwen der Lennisters.

»Die Lennisters sind stolz«, bemerkte Jon. »Man sollte glauben, das königliche Siegel müsste genügen, aber nein. Er stellt das Haus seiner Mutter auf dieselbe Stufe wie das des Königs.«

»Auch Frauen sind von Bedeutung!«, protestierte Arya.

Jon gluckste. »Vielleicht solltest du es ihm nachtun, kleine Schwester. Tully und Stark auf deinem Schild vereinen.«

»Ein Wolf mit einem Fisch im Maul?« Es brachte sie zum Lachen. »Es sähe lächerlich aus. Außerdem, wenn ein Mädchen nicht kämpfen darf, wozu sollte sie dann einen Wappen haben?«

Jon zuckte mit den Achseln. »Mädchen bekommen Wappen, aber keine Schwerter. Bastarde bekommen Schwerter, aber keine Wappen. Ich habe die Regeln nicht gemacht, kleine Schwester.«

Von unten aus dem Hof war ein Aufschrei zu hören. Prinz Tommen rollte durch den Staub, versuchte wieder aufzustehen und scheiterte. Mit den vielen Polstern wirkte er wie eine Schildkröte auf dem Rücken. Bran beugte sich mit erhobenem Holzsword über ihn, bereit, ihn erneut niederzustrecken, sobald er auf die Beine käme. Die Männer lachten.

»Genug!«, rief Ser Rodrik. Er reichte dem Prinzen eine Hand und zog ihn auf die Beine. »Gut gefochten. Lu, Donnys, helft ihnen aus der Rüstung.« Er sah sich um. »Prinz Joffrey, Robb, wollt Ihr noch eine Runde wagen?«

Robb, der von einem früheren Gefecht bereits verschwitzt war, trat eifrig vor. »Gern.«

Joffrey trat als Antwort auf Rodriks Ruf ins Sonnenlicht. Sein Haar leuchtete wie Goldgespinnst. Er schien gelangweilt. »Das ist ein Spiel für Kinder, Ser Rodrik.«

Theon Graufreud lachte plötzlich bellend auf. »Ihr seid Kinder«, sagte er spöttisch.

»Robb mag noch ein Kind sein«, entgegnete Joffrey. »Ich bin ein Prinz. Und ich bin es müde, mit dem Holzsword auf Starks einzuschlagen.«

»Du hast mehr Schläge eingesteckt als ausgeteilt, Joff«, hielt Robb ihm entgegen. »Hast du etwa Angst?«

Prinz Joffrey blickte ihn an. »Oh, ganz furchtbar«, sagte er. »Du bist ja so viel älter als ich.« Einige Männer der Lennisters lachten.

Stirnrunzelnd beobachtete Jon die Auseinandersetzung. »Joffrey ist wirklich ein kleiner Mistbock«, erklärte er Arya.

Nachdenklich zupfte Ser Rodrik an seinem weißen Backenbart herum. »Was schlägt Ihr vor?«, fragte er den Prinzen.

»Echten Stahl.«

»Abgemacht«, rief Robb zurück. »Es wird dir noch leidtun.«

Der Waffenmeister legte eine Hand auf Robbs Schulter, um ihn zu beruhigen. »Echter Stahl ist zu gefährlich. Ich erlaube euch Turnierschwerter mit stumpfen Schneiden.«

Joffrey sagte nichts, doch ein Mann, den Arya nicht kannte, ein großer Ritter mit schwarzem Haar und Brandnarben im Gesicht, schob sich vor den Prinzen. »Dies ist Euer Prinz. Wer seid Ihr, dass Ihr ihm zu sagen wagt, er dürfe keine scharfe Klinge führen, *Ser?*«

»Der Waffenmeister von Winterfell, Clegane, und Ihr tötet gut daran, es nicht zu vergessen.«

»Bildet Ihr hier Weiber aus?«, wollte der verbrannte Mann wissen. Er hatte Muskeln wie ein Stier.

»Ich bilde *Ritter* aus«, sagte Ser Rodrik scharf. »Sie werden Stahl bekommen, wenn sie dafür bereit sind. Wenn sie alt genug sind.«

Der verbrannte Mann sah Robb an. »Wie alt bist du, Junge?«

»Vierzehn«, sagte Robb.

»Mit zwölf habe ich einen Mann getötet. Seid versichert, dass es nicht mit einem stumpfen Schwert geschah.«

Arya konnte sehen, dass Robb zornig wurde. Sein Stolz war verletzt. Er wandte sich Ser Rodrik zu. »Lasst es mich tun. Ich kann ihn schlagen.«

»Dann schlag ihn mit einem Turnierschwert«, gab Ser Rodrik zurück.

Joffrey zuckte mit den Achseln. »Komm wieder, wenn du älter bist, Stark. Wenn du dann nicht *zu* alt bist.« Wieder lachten die Mannen der Lennisters.

Robbs Flüche hallten durch den Burghof. Erschrocken hielt sich Arya den Mund zu. Theon Graufreud packte Robb beim Arm, um ihn vom Prinzen fernzuhalten. Bestürzt zupfte Ser Rodrik an seinem Backenbart herum.

Joffrey täuschte ein Gähnen vor und wandte sich seinem jüngeren Bruder zu. »Komm mit, Tommen«, sagte er. »Die Spielstunde ist zu Ende. Überlassen wir die anderen Kinder ihrem Übermut.«

Das rief weiteres Gelächter bei den Lennisters hervor und weitere Flüche von Robb. Ser Rodriks Gesicht glühte unter seinem weißen Backenbart

vor Zorn rot wie eine Rübe. Theon hielt Robb mit festem Eisengriff, bis die Prinzen und ihr Gefolge abgezogen waren.

Jon sah ihnen hinterher, und Arya blickte Jon an. Sein Gesicht war still wie der Tümpel im Herzen eines Götterhains. Schließlich stieg er vom Fenster herab. »Die Aufführung ist beendet«, sagte er. Er beugte sich vor, um Geist hinter den Ohren zu kraulen. Der weiße Wolf stand auf und rieb sich an ihm. »Du solltest besser in dein Zimmer laufen, kleine Schwester. Septa Mordane liegt dort sicher schon auf der Lauer. Je länger du dich versteckt hältst, desto strenger wird die Buße. Du wirst den ganzen Winter nähen. Wenn das Tauwetter im Frühling kommt, wird man deine Leiche mit einer Nadel in der gefrorenen Faust finden.«

Arya fand das überhaupt nicht komisch. »Ich hasse Handarbeit!«, rief sie voller Leidenschaft. »Es ist einfach nicht gerecht!«

»Nichts ist gerecht«, sagte Jon. Wieder zauste er ihr Haar und ging davon, Geist schweigend in seinem Schlepptau. Nymeria wollte ihm hinterher, dann blieb sie stehen und kam zurück, als sie sah, dass Arya nicht folgte.

Widerstrebend wandte sie sich der anderen Richtung zu.

Es war schlimmer, als Jon gedacht hatte. Nicht allein Septa Mordane erwartete sie in ihrem Zimmer. Sondern Septa Mordane *und* ihre Mutter.

ren. Serwyn vom Spiegelschild. Ser Ryam Rothweyn. Prinz Aemon der Drachenritter. Die Zwillinge Ser Erryk und Ser Arryk, die vor Jahrhunderten schon durch das Schwert des anderen gestorben waren, als Bruder und Schwester einander in einem Krieg bekämpften, den die Säger als »Drachentanz« bezeichneten. Der Weiße Bulle Gerold Hohenturm. Ser Arthur Dayn, das Schwert des Morgens. Barristan, der Kühne.

Zwei aus der Königsgarde waren mit König Robert in den Norden gekommen. Voller Begeisterung hatte Bran sie beobachtet, doch nie gewagt, sie anzusprechen. Ser Boros war ein kahler Mann mit Hängebacken, und Ser Meryn mit den müden Augen und einem rostfarbenen Bart. Ser Jaime Lennister sah eher aus wie die Ritter in den Geschichten, und auch er gehörte der Königsgarde an, doch Robb sagte, er habe den alten Irren König erschlagen und zähle daher nicht. Der größte aller lebenden Ritter war Ser Barristan Selmy, Barristan der Kühne, Lord Kommandant der Königsgarde. Vater hatte versprochen, dass sie Ser Barristan treffen würden, wenn sie nach Königsmund kämen, und Bran hatte die Tage an der Hand abgezählt, in Vorfreude auf die Reise, die ihm eine Welt zu Gesicht bringen sollte, von der er bisher nur geträumt hatte, um dort ein Leben zu beginnen, das er sich kaum vorzustellen wagte.

Doch nun, da der letzte Tag angebrochen war, fühlte sich Bran verloren. Er hatte bisher immer in Winterfell gelebt. Sein Vater hatte ihm erklärt, dass er sich heute verabschieden sollte, und er hatte es versucht. Nachdem die Jagdgesellschaft ausgeritten war, ging er mit seinem Wolf durch die Burg, in der Absicht, diejenigen aufzusuchen, die er zurücklassen musste, die Alte Nan und Gage, den Koch, Mikken in seiner Schmiede, Hodor, den Stalljungen, der immer lächelte und sich um sein Pony kümmerte und nie etwas anderes als »Hodor« sagte, den Mann in den Gläsernen Gärten, der ihm stets eine Brombeere schenkte, wenn er ihn besuchte ...

Doch es ergab keinen Sinn. Zuerst war er zum Stall gegangen und hatte sein Pony dort stehen sehen, nur dass es nicht mehr *sein* Pony war, denn er bekam ein echtes Pferd und sollte das Pony zurücklassen, und ganz plötzlich hätte sich Bran am liebsten hingesezt und geweint. Er drehte sich um, rannte davon, bevor Hodor und die anderen Stalljungen die Tränen in seinen Augen sahen. Damit war sein Abschied beendet. Stattdessen verbrachte Bran den Morgen allein im Götterhain, versuchte, seinem Wolf beizubringen, wie man Stöckchen holt, und scheiterte dabei. Der Wolf war klüger als alle Hunde in der Meute seines Vaters, und Bran hätte schwören können,

